Germ. sp. 168 e/2

<36614194150018

<36614194150018

Bayer. Staatsbibliothek

Geheime Geschichte

des ehemaligen

Westphälischen Hofes

zu Cassel.

Zweiter Theil.

— — — — — —
— — — Aber die Larve sinkt;
Die Sonne bricht hervor durch alle
Täuschende Nebel. Da fällt der Gyps ab
Von bunt gemahlten Wänden. Das nackte Haus
Steht scheußlich da. Sie zittern am Tagesstrahl
Die Eulen: Denn die Mittagssonne
Leuchtet am Himmel, und sie erblinden.

Terpsichore, von Herder.

St. Petersburg, 1814.

30 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geheime Geschichte
des ehemaligen
westphälischen Hofes
zu
Cassel.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erster Brief.

Endlich, da mein neues Dienstgeschäft mir einen Augenblick der Muße gestattet, darf ich die Feder wieder ergreifen, um den abgerissenen Faden anzuknüpfen, und Ihnen die geheime Geschichte des ehmaligen westphälischen Hofes ferner bis zur endlichen Flucht Jerome's mitzutheilen.

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wie höchst beglückt wir uns unter der Regierung unseres rechtmäßigen, angestammten Landesvaters, unseres allgeliebten, weisen und gerechten Chur=

fürsten, befinden. Seitdem er wieder in unsrer Mitte ist, hat Alles eine andere Gestalt gewonnen. Mit starker und geübter Hand hat er die Zügel der Regierung ergriffen und einsichtsvolle, es mit dem Volke wohlmeinende Räthe an die Spitze derselben gestellt. Die Geschäfte gehen einen wohlgeordneten, regelmäßigen Gang; alles fremdartige Unkraut, das bereits so üppig in unserer Hauptstadt wucherte, und das ganze Land flechtenartig überzog, wird mit der Wurzel ausgerottet. Wer Gefühl für Wahrheit und Recht, für Tugend und Sittsamkeit hat, den muß die glückliche Aenderung der Dinge mit Wonnegefühlen erfüllen. Die redlichen Bürger heben nun ihr Haupt wieder empor zum Triumphe über die Lasterknechte und Sclaven, welche dem französischen Prinzen huldigten.

Indessen giebt es in Cassel noch sehr viele Menschen, denen mit der Wiederkehr des Churfürsten nicht im geringsten gedient ist; die, wenn es möglich wäre, ihren Jerome auf den Händen

hieher zurücktrügen. Nicht etwa aus vorzüglicher Achtung und Zuneigung gegen den Flüchtling, sondern weil mit seinem Abgange die Nahrung für ihren Eigennutz und Stolz u. s. w. verschwunden ist. Es ist für sie eine wahre Pein und zugleich eine wohlverdiente Strafe, daß sie ihren heimlichen Unwillen und ihr Mißvergnügen nicht laut werden lassen dürfen; daß sie sich Gewalt anthun müssen, Mienen, Worte und Handlungen zu heucheln, mit welchen ihr Inneres im größesten Widerspruche steht. Viele haben, und das mit Recht, ihre Stellen und Gehalte wieder verloren, welche sie durch Maitressen und Bestechung erschlichen hatten, und die sie zu verwalten eben so unwürdig als unfähig waren. Die Freiheit, zu verschwenden und ein großes Haus zu machen, ist ihnen benommen, und wenn sie nicht schnell zu Grunde gehen wollen, müssen sie das Schild des gewohnten Luxus einziehen.

Hier und da erscheinen die Damen noch in einem prächtigen Anzuge, der sich aus der golde-

nen Zeit herschreibt; aber ich fürchte, die Mittel, den Abgang dieses Putzes zu ersetzen, werden für die Folge fehlen. — So führt der Mangel am Ende wieder zur Mäßigung; an die Stelle der Prachtgewänder tritt anständige, einfache Kleidung. Auch ist die freche Ueppigkeit, mit der sich ein großer Theil des weiblichen Geschlechts hier öffentlich zeigte, meistentheils schon verschwunden.

Die Buhldirnen bedauren am meisten den Abgang der Franzosen, denn ihr Verdienst ist seitdem sehr gesunken.

Ueberhaupt ist die Circulation des Geldes hier nicht mehr so groß, wie noch vor kurzer Zeit.

Unter der Regierung Jerome's war Cassel wahrlich der Schlund, welcher die erpreßten Güter des Landes verschlang und viele hiesige Einwohner sind, per fas et nefas, reiche Leute geworden. Die Modehändler, Juweliere, Zuckerbäcker, Kaufleute, Weinhändler, Schuhmacher

und Schneider u. s. w. standen sich dabey besonders sehr gut.

Aber auffallend ist die furchtsame Scheu aller derer, die hier bleiben mußten, und denen ihr Gewissen, im Angesichte jedes redlichen Mannes, sagt: daß sie sich, als Jerome noch hier war, an ihrem rechtmäßigen Fürsten und Vaterlande versündigt haben. Sie sind so demüthig, so bescheiden, so still und in sich gekehrt, als sie vorher grob, absprechend und vorlaut waren. In Gesellschaften spielen sie eine ängstliche Rolle. Mancher Witzling martert sie sarkastisch genug durch das Andenken an die vergangene Zeit, und es fehlt ihnen das Herz, eine Sylbe darauf zu erwiedern. Es ist unmöglich, diese Jeromisten, erklärte Feinde ihrer deutschen Mitbürger, gegen die allgemeine Verachtung und den Schimpf, den sie bisweilen erfahren, in Schutz zu nehmen. Sie leiden, was ihre ehmaligen Thaten werth sind. Warum widerstanden sie nicht der Verführung in vielen Lastern, da ihnen die Kraft dazu

doch keineswegs gebrach? Sie mögen nun die Sündenschuld, die sie auf sich luden, büßen. Wohl denen, die sich von den Verderbnissen des Hofes und der lasterhaften Regierung frey zu erhalten wußten, und sich durch die verbrecherischen Lockungen nicht überwältigen ließen, welche die Unglückszeit so reichlich darbot!

Doch was soll ich Ihnen noch ferner im Allgemeinen schildern, was ich reichlich durch Details ausführen kann? Freilich werde ich Ihnen kein Musterbild der Kraft, Redlichkeit und Gerechtigkeit entwerfen; aber in welcher Gestalt wir auch den Menschen erblicken; selbst in der schlechtesten ist er uns oft merkwürdig und der Betrachtung werth.

Der Reihe nach will ich Ihnen daher die Männer vorführen, welche sich durch ihr Treiben und Thun unter der vorigen Regierung gebrantmarkt, und auf eine Weise ausgezeichnet haben,

die zugleich Abscheu und Verachtung, Mißbilligung und Haß erregt. Den Anfang macht

Bongars.

Er war General der Gensd'armerie und Direktor der hohen Polizei. Es übersteigt alle menschlichen Begriffe, wie viel Unheil dieser Mann während der Zeit seiner Wirksamkeit angerichtet hat. Unter seiner Direction stand ein Heer von 26,000 Spionen im Lande, welche für einen bestimmten Sold sich zu Verräthern ihrer Mitbürger erniedrigten; und die Zahl der unbesoldeten Buben, die sich, in der Hoffnung, ihr Glück als treue Anhänger Jerome's zu machen, und ihren Haß und ihre Rache an ihren Widersachern zu kühlen, zu dem schändlichen Handwerke der Angeberei herabwürdigten, war noch viel größer. Man kannte die Gewalt der Polizei, das gräßliche Unwesen, welches sie trieb, die Verbrechen und Greul, die sie anrichtete, und verabscheute sie eben so sehr, als man sie fürchtete.

Mit Sicherheit konnte man darauf rechnen, daß in jeder größeren oder kleineren Gesellschaft ein Mitglied dieses schwarzen Bundes, dieses schrecklichen Inquisitionsgerichts, sich befand, welches auf die Gelegenheit lauerte, den einen oder den andern anzuklagen, und ihn einer schweren Bestrafung zu überliefern. Der freie, offene Ton, die Würze des geselligen Lebens, hatte aufgehört. Die Herzen waren verschlossen, keiner wagte es, sich dem andern mit Zuversicht und Vertrauen zu nahen. In der Versammlung vieler Menschen, die wohl zu sprechen verstanden, traten oft große Pausen eines langweiligen Stillschweigens ein. Man wog ängstlich die Worte und hütete sich wohl, einen Sinn hineinzulegen, der eine andere Deutung zuließ. Von der Gegenwart oder der Tagsgeschichte wurde gar nicht geredet und kam man darauf, so kramte man die albernen Lügen aus, die uns von der Regierung aufgebürdet wurden. Eine Mauer hatte uns umringt, die den Strahl der Wahrheit nicht durchließ, und hatte sie Jemand ergründet; so ver-

schloß er sie, wie ein Geheimniß, tief in seine Brust und sie wurde nicht verbreitet, so tröstend sie für die niedergebeugten Gemüther auch gewesen sein würde.

Ueber die Härte und den Druck, den man empfand; über die Demüthigungen und Schmerzen, die man erfuhr; über die Greuel, von denen man mit Unwillen die Augen hinwegwendet, durfte man kaum seufzen, vielweniger reden. Die Freyheit des Geistes war verschwunden und die gewaltsamsten Fesseln hielten ihn gefangen. Oft wollte ich hervorbrechen und reden, wie mir es um das Herz war; aber, wenn ich an meine Familie dachte; wenn ich überlegte, daß ich mit meinen Reden doch nichts gut machen würde, dann verschloß ich meine Lippen und schwieg.

Was hätte reicheren Stoff zur lustigen Unterhaltung geben können, als die Scenen, welche am Hofe vorgingen, und die Unarten, Verirrungen, Sünden und Laster, welche Jerome sich

erlaubte? Was hätte härter mit der Geißel der Satyre gezüchtigt, mit der Fackel der Wahrheit beleuchtet zu werden verdient, als das finstere, stolze, eigennützige Treiben der Minister? Wie viel hätte sich über Erpressungen, Ungerechtigkeiten, Bestechungen sagen lassen? Aber, wer seine Ruhe und Freiheit liebte; wer erwog, daß eine Schwalbe doch keinen Sommer mache, der schwieg.

Ein Schimpf aber ist es für jede Regierung, wenn sie eines Bongars und solcher Helfershelfer bedarf. Wenn der Fürst und sein Ministerium immer das Heil des Volks im Auge behält; wenn es auf alle Weise sein Bestes zu erzielen sich bemüht, dann sind Spione überflüssige Argusse. Wo aber ein Jerome mit seinem Gesindel am Ruder des Staates steht, da bedarf es solcher nichtswürdigen Creaturen, welche allenthalben auflauern, damit der Funke des Mismuths, der Rache und des Zorns nicht in lichten Flammen auflodere und um sich greife; damit der Keim der Empörung

in der Geburt erstickt und jeder aus Furcht zurückgeschreckt werde, als freier Mann aufzublicken, und sich laut über verübte Schändlichkeiten zu beklagen.

Hättest du, Afterkönig, dein Volk gekannt; hättest du dich seiner würdig zu machen verstanden, wie dein Bruder Louis in Holland: du würdest nicht nöthig gehabt haben, es durch Spione bewachen zu lassen, um seinen Haß in seiner ganzen Schwere auf dich zu laden! Aber auch die geheime Polizei mußte dazu dienen, unsere Sehnsucht nach einer Umänderung der Dinge zu befeuern, und unsere Wünsche nach der Rückkehr der alten Ordnung noch höher zu spannen.

Bongars stand an der Spitze der ehrlosen Rotte, welche gegen die Sicherheit und Ruhe, gegen die Gesundheit und das Leben, gegen die Freiheit und das Vermögen der Bürger eines unglücklichen Landes einen ewigen Krieg führte. Was die Natur Bübisches, Falsches, Herzloses,

Grausames, Hinterlistiges, Arglistiges und Verbrecherisches in kleinern Nüançen hie und da in die Menschenseelen vertheilt hat, die schon dadurch zum Abscheu der Bessern werden; das Alles war in diesem Manne vereinigt. Unbegreiflich ist es mir übrigens, daß er Deutsche fand, die in seine Dienste traten, und sich eidlich anheischig machten, die teuflischen Pflichten ihres Amtes zu erfüllen. Es giebt noch solche schwarze Seelen unter uns, welche der Spanne Erde, die ihr Fuß berührt, nicht werth sind. Wer sie kennen lernt, der spreche seine Verachtung laut gegen sie aus, damit sie, wenn kein Gesetz sie straft, der öffentlichen Schande preis gegeben werden.

Dieser Bongars, ein Mann von hohem, stattlichem Wuchse und bedeutungsvollen Zügen, aber ziemlich mager, hatte die Verstellung so in seiner Gewalt, daß sein Gesicht im schlichten, bürgerlichen Leben, nie ohne Anmuth war, und selbst zur Stunde der furchtbaren Inquisition etwas Zutrauenerweckendes behielt. Er war also

vermöge seines Characters und des Aeussern ganz für die Stelle geeignet, mit welcher ihn das Vertrauen des Königs belehnt hatte. Innerlich ein reissender Wolf, äußerlich friedlich und duldsam, selbst in den Verhören die bittersten Vorwürfe und schrecklichsten Drohungen mit der Miene des Wohlmeinenden und in einem gedämpften Tone aussprechend, welcher nicht das Schlimmste fürchten ließ, haschte er seine Beute um so gewisser, und ließ den Raub sicher nicht wieder fahren, an welchem seine Klauen Nahrung für den Blutdurst entdeckten.

Er war General und Director der hohen Polizei zugleich; auch würde er ohne Zweifel zum Minister erhoben worden sein, wenn nicht die Finanzadministration zu viele Hindernisse der höheren Besoldung, welche mit dem Titel eines Polizeiministers verbunden gewesen sein würde, in ihren eigenen und des Königs Bedürfnissen gefunden hätte, welche endlos und nicht ohne Bedeutung waren.

Als geborner Franzose redete er das Deutsche sehr schlecht, d. h. nur gebrochen. Mir ist es vorgekommen, als hätte er nur die, für seine Bestimmung unumgänglich nothwendigen, Ausdrücke in einer sinnreichen Folgereihe mechanisch auswendig gelernt, als: Verräther — schlechter Unterthan — falsche Nachricht — feindliche Proclamation — Spion — hart bestrafen u. s. w. u. s. w.

Verhöre pflegte er nach Fouché's großem Muster gar nicht anzustellen. Waren die Beschuldigungen so gut als möglich herausgestümpert, und der Verklagte, welcher auf die Mittheilung der einzelnen und detaillirten Beschuldigungen der Ankläger vergebens hoffte, war an der Reihe, zu reden; so hatte derselbe gewöhnlich nichts verstanden, und konnte daher nicht antworten, oder er mußte schweigen, weil sich alle nur erdenklichen Anschuldigungen des Hochverraths, der Spionerie u. s. w. nicht mit einemmal bestreiten ließen.

Insgemein — andere Fälle waren selten — ergriff Bongars alsdann, um seinen Delinquenten aus der Verlegenheit zu helfen, sogleich wieder das Wort, um ihn zu verurtheilen. Wenn sein Geldbeutel sofort blutete, so war der Mann für den Augenblick gerettet; wurde nun aber unter die Surveillance einer geheimen Rotte gestellt, welche keinen seiner Schritte unbeachtet und — man darf beinahe sagen — keins seiner Worte, die nicht ganz insgeheim gesprochen wurden, fallen ließ.

Hatte er Männer zur Inquisition, welche entweder Muth und Entschlossenheit genug besaßen, um sich dreist gegen ihn zu erklären, oder bey welchen er Geistesgegenwart und Kenntnisse genug voraussetzte, um wohlgegründete Einwürfe von ihnen erwarten zu müssen; so hielt er einen Troß seiner Gesellen in der Nähe, welche bald zugegen sein mußten, wenn er den Hauptinhalt der Anklage auftischte, bald im Zimmer auf und nieder schritten, den Verhafteten strenge ins Auge fassen,

und vom Kopfe bis zu den Füßen in dem Augenblicke fixiren mußten, wo seine Vertheidigung beginnen sollte. Dazu bediente er sich der frechsten und unverschämtesten Wichte, welche in seinen Diensten standen, um dadurch den Beklagten in desto größere Verlegenheit zu setzen.

In Cassel, wo seine Wohnung nicht bloß äußerlich, sondern auch im Innern von militairischen Wachen besetzt war, bediente er sich dazu der Polizeischergen; denn hier gab es unter dieser Classe von Staatsdienern gewiß nur sehr wenige, welche nicht auch im Dienste der geheimen Polizei gewesen wären. Befand er sich aber, wie im Jahre 1813, nach den ersten Besuchen der Kosacken, auf Reisen, um in den Departements die Opfer seiner Inquisition aufzusuchen; so waren es die gedungenen Sbirren dieser Vehme, welche ihm hülfreiche Hand leisteten. Dazu hatte man meistentheils Menschen aus der gemeinsten Classe und von der niedrigsten Denkungsart, Vagabonden und Glücksritter, welche einige Worte

französisch redeten; oder auch vornehme Gauner, Betrüger und Beutelschneider, vorzüglich Juden, ausersehen, welche dann bald in übeln Geruch kamen und von Redlichdenkenden wie die Pest gemieden wurden.

Zum Theil sind diese Wichte wirklich der strafenden Gerechtigkeit schon früh in die Hände gefallen und haben gebüßt; denn nicht alle waren fein und discret genug, um sich ihrer Rolle so ganz zu bemeistern und unentlarvt zu bleiben. Manche prahlten mit ihren Ehrenämtern; Andere verriethen sich durch Anpreisungen der Regierung und des Königs; wieder Andere wollten den Unterthanen gar zu enge Gränzen ihrer politischen Umsicht stecken.

Zu den Letztern gehörte ein gewisser B...., Postmeister zu H. „Der westphälische Unterthan,“ äusserte er einst in einer Gesellschaft, welche bisher noch keinen Argwohn gegen ihn gehegt hatte, „kann sich mit seinem Moniteur vollkommen be-

gnügen, und bedarf keines politischen Blattes weiter„ — um ein elender Maulschwätzer und blinder Anhänger der Franzosen zu werden, mögten wir hinzusetzen. Dadurch verlor er zuerst das Zutrauen der Besserdenkenden, obgleich man immer noch, ohne ihn zu ergründen, die Lichtseite des Verräthers hervorzog. Bald darauf aber waren einem preußischen Streifcorps Briefe von seiner Hand in die Hände gefallen, worin er der hohen Polizei zur Hülfe „gegen die in der Gegend von H. G. und N. umherstreifender Räuberhorden aufforderte, welche ihrer geringen Anzahl halber leicht von einer Abtheilung westphälischer Reiter aufgehoben werden mögten."

Allein im Rathe der vermeinten Räuber ward es anders beschlossen; denn Tags darauf kamen einige Offiziere mit ihrem Gefolge, nun bereits von vielen frühern, vieljährigen Gaunereien und Verrätherereien dieses Graukopfs unterrichtet, und nahmen ihn im Schooße der freien Natur, als er, noch völlig unbefangen und keine Gefahr ah-

nend, von einem Spatziergange zurückkehrte, in Empfang.

„Sind Sie der Postmeister B....?" fragte Einer von ihnen mit strenger Miene.

„Zu Ihrem Befehle, mein Herr."

„Kennen Sie diese Hand?" (indem er ihm seine eigenhändigen Briefe vorlegt.)

„Ja," antwortete der Verräther in der Bestürzung.

Nun gieng es sofort ins Ferne; noch wagten einige Gutgesinnte ein gutes Wort, indem sie meinten, die Zeit sey gekommen, wo auch ein Solcher nicht mehr schaden könne; allein die Kriegsmänner empfanden dies sehr übel, und antworteten in der größesten Erbitterung. Herr B. bestieg indessen einen Leiterwagen, setzte sich auf ein Bund Stroh und fuhr über die Elbe nach

Küstrin, wo er seine undeutsche Seele in die Hände des Gebers von freien Stücken zurückgegeben hat.

Spaßhafter ist ein Vorfall, welcher sich in Braunschweig ereignete, wo es solcher Eulen ebenfals nicht wenige gab. Es pflegte sich ein Sbirre der geheimen Polizei, welcher bisher unerkannt geblieben war, überall in die Gesellschaften des Mittelstandes einzudrängen; oft nur zu horchen, oft selbst zu reden. Eben dies unvorsichtige Zudrängen und die Sprache, welche nicht undeutlich auf die Ausforschung geheimer Gesinnungen hindeutete, verrieth ihn. Von der Zeit an ward er als ein Geächteter gemieden, und Niemand mogte mehr mit ihm sprechen.

Ein Schuhmacher aber, ein Mann von kühnerem Geiste als seine Genossen, nahm sich vor, den Menschen aus seinem Gesellschaftskreise zu entfernen. Eines Nachmittages, als er sich wiederum eingefunden hatte, setzte sich der dreiste Mann

ihm gerade gegenüber, stopfte sich eine Pfeife und ließ ein Glas Bier vor sich hinsetzen. Der Sbirre redete ihn an; er antwortete nicht, sondern rauchte, trank und spie geflissentlich den Ueberfluß, dessen seine Speicheldrüsen sich entluden, dem Schergen vor die Füße. Eine Weile ertrug dieser das Spiel; dann aber verlor er die Geduld.

„Wie können Sie sich unterstehen," hub er an, „mich auf eine so schimpfliche Weise zu behandeln?"

„Wo existirt ein westphälisches oder französisches Gesetz," erwiederte der Schuhmacher, „welches mir verbietet, daß ich vor mir hinspeie?"

„Hier bedarf es keines Gesetzes," fiel jener ein; „ich werde Sie injuriarum belangen."

„Brave Unterthanen und redliche Anhänger der Franzosen und des großen Königs, welchen uns unsere Sieger gegeben haben, wie Sie und

wir alle, können und wollen nie anders, als ganz im Geiste der Gesetze handeln, die wir jenen verdanken; und wer nicht gegen jene Gesetze sündigt, der kann keinen, der Regierung treu ergebenen, Unterthanen beleidigen."

Der Verräther, welcher sich entlarvt sah, erhob sich von seinem Sitze und verließ die Gesellschaft, um nie wieder zu kommen.

Diese und ähnliche Anecdoten werden Ihnen eine unterhaltende Belehrung über die strenge Wachsamkeit der geheimen Polizei unter Bongars Direction; aber auch eine Ansicht von den Beschwerlichkeiten und den kritischen Lagen geben, worin ihre Diener nicht selten gesetzt wurden. Aus beiderlei Rücksicht will ich Ihnen noch einige derselben mittheilen.

Eines Abends ging der Kaufmann L. in M. mit einem seiner Freunde aus dem Schauspiele nach Hause. Die Nacht war dunkel und die

Straße schlecht erleuchtet. Es hatte einige Wochen ohne viel Unterbrechung geregnet, und ein tiefer Koth war daher in allen Gassen. Der Kaufmann gerieth unversehens sehr tief hinein, und nur mühsam konnte er die Füße wieder herausziehen.

In einem Anfalle von Unwillen rief er aus: „seitdem wir Westphalen heißen, begegnen mir Dinge, die ich sonst nie erfuhr; sogar im Kothe muß man stecken bleiben.“

„Still, still,“ mein Freund, sagte sein Begleiter zu ihm, „die Nacht hat Ohren! „Je nun,“ erwiederte der Kaufmann, „wer will mir etwas thun, wenn ich die Wahrheit rede?“ — „Eben diese müssen Sie verschweigen, denn gerade die Wahrheit hört man selten gern.“

Indem sie ihren Weg verfolgten, hörten sie hinter sich gehen. Als der Kaufmann vor seiner Hausthür war und sich von seinem Freunde trenn-

te, bemerkte er deutlich einen in der Nähe stehenden Menschen, auf den er aber weiter nicht achtete. Nach Verlauf von acht Tagen wurde um Mitternacht an seine Hausthür geklopft. „Machen Sie auf, rief eine fremde Stimme, ich muß Sie nothwendig sprechen.“ Er öffnete ohne vieles Fragen die Thür, und drei Gensd'armes traten ihm entgegen.

Unerschrocken fragte er: was sie in später Nacht von ihm wollten?

Der eine entgegnete: „wir haben den Befehl, Sie auf der Stelle zu arretiren.“ —

„Mich arretiren? Was habe ich denn begangen, daß man gegen mich verfährt, als ob ich ein Verbrecher wäre?“ —

„Darüber können wir Ihnen keinen Aufschluß geben. Wir befolgen unsern Befehl und dieser lautet: daß Sie sogleich ohne Sträuben mit uns

gehen, wenn wir nicht Gewalt brauchen sollen.“ —

„Ich werde nothwendig einige Anordnungen in Rücksicht meines Handels und meiner Familie treffen müssen, bevor ich mit Ihnen gehe.“ —

„Auch darauf dürfen wir nicht achten. Eilen Sie und ziehen Sie sich an, wenn wir Sie nicht unangekleidet mitnehmen sollen.“ —

Der Kaufmann wollte nach der Schlafstube gehen, um seine Frau und Kinder zu wecken und sie von seiner Verhaftung zu unterrichten. Jetzt pochte ihm das Herz mit heftigeren Schlägen. Ein Gensd'arme folgte ihm nach. Die Frau war wach und staunte nicht wenig, als mit ihrem Manne zugleich ein Fremder in die Thür trat. „Mein Gott!“ rief sie aus, „was bedeutet das?“ —

„Sei ohne Sorgen," sagte der Mann, „man will mich verhaften und sogleich von hier wegführen. Ich darf dem Befehle mit Ruhe gehorchen, weil ich mich keines Verbrechens bewußt bin."

Die arme Frau schrie laut auf; aber das Schrecken lähmte ihr die Glieder und sie blieb ohnmächtig liegen. — Das Getöse hatte die Kinder, von welchen die älteste Tochter achtzehn Jahr alt war, aus dem Schlafe erweckt; sie erfuhren alsobald, was mit ihrem geliebten Vater vorgehen sollte, und waren vor Schmerzen ausser sich.

Unbarmherzig trieben die Gensd'armen den Kaufmann, seinen Abschied zu beeiligen, wenn er sie nicht in die unangenehme Nothwendigkeit setzen wolle, gewaltsam zu verfahren. Frau und Kinder, halb angezogen, klagend, in Thränen zerfließend, hingen am Halse des Vaters und Gatten und wollten ihn nicht entlassen. —

„Beruhigt euch," sprach er tröstend zu ihnen; „es ist sicher ein Misverständniß; ich komme bald wieder zu euch." Da die Familie den Mann fest umringt hielt, stießen die Gensd'armen die Unglücklichen hinweg, und rissen ihn, als er sich angekleidet und mit einigem Gelde versehen hatte, von den Herzen der Seinen. — Welch ein Abschied! —

So lange die Gensd'armen mit dem Gefangenen noch in der Stadt waren, führten sie ihre Pferde am Zügel und gingen zur Seite desselben. Vor dem Thore setzten sie sich auf ihre Pferde, und der funfzigjährige Kaufmann mußte, mit Aufbietung aller seiner Kräfte, in tiefem Kothe neben ihnen her waten. Der Morgen dämmerte, als sie in einem Gasthofe einkehrten, um zu frühstücken. Dem armen Kaufmann war die Eßlust vergangen. Seine Wächter scherzten und lachten unterwegs, bewiesen nicht das geringste Mitgefühl über sein unglückliches Schicksal. Das schreckliche Handwerk, welches sie trieben, schien sie schon

abgestumpft zu haben. Der Gefangene erklärte ohne Rückhalt, daß er so ermattet sey, daß er keinen Schritt weiter zu gehen vermöge. Es wurde ein Vorspannwagen genommen, den er aber bezahlen mußte.

Am Abend kam er in Kassel an und wurde in das Kastell gebracht. Hier hatte er Zeit, seine wahrhaft betrauernswerthe Lage zu überdenken. Für sein Leben fürchtete er keine Gefahr, da er sich keines Vergehens gegen den König und den Staat bewußt war; auch nährte er im Stillen die Hoffnung, seine Freiheit bald wieder zu erhalten. Aber der Gedanke an seine leidende Familie war es, der sein Herz zerriß. Er kannte die innige Liebe, mit der seine Gattin an ihm hing und wußte es, wie unentbehrlich er seinen Kindern war. Ueberdies war die Frau so schwächlich, daß ihr heftige Gemüthsbewegungen jederzeit gefährlich wurden. Er fürchtete sie zu verlieren und eben das war es, was den tiefsten, schmerzlichsten Gram in seine Seele goß. Auch vier

Töchter hatte er zu beklagen; denn Alle waren ihm mit kindlicher Zärtlichkeit ergeben.

Schlaflos und unter peinigenden Vorstellungen durchwachte er die Nacht. Am Morgen brachte ihm der Gefangenwärter ein kärgliches Frühstück, das er aber nicht anrührte. Er bat diesen Menschen um die nöthigen Schreibmaterialien, damit er seiner Familie von seinem Schicksale Nachricht geben könne. Der Mensch entfernte sich, kam nach einer halben Stunde wieder und sagte: es sey ihm verboten, das Verlangte zu reichen.

„So bitte ich ihn," sagte der Kaufmann, „daß er nach M. an meine Familie schreibt und sie nur wissen läßt, daß ich hier bin." Bey diesen Worten reichte ihm der Gefangene einen Thaler, und wiederholte seine Bitte nochmals. —

„Ich nehme so wenig Geld," entgegnete der Mensch, „als ich an Ihre Familie schreiben darf.

Versuchen Sie es noch ferner, mich zu bestechen; so muß ich es meinen Obern anzeigen und Sie erschweren Ihre Strafe."

Vierzehn Tage waren verflossen, die der Kaufmann unter den Qualen einer trostlosen Einsamkeit durchseufzte und auf sein inständiges Flehn, ihn zum Verhöre zu lassen, wurde gar keine Rücksicht genommen. Der Gram, der Mangel aller Eßlust und gesunder Nahrungsmittel, die dumpfe Kerkerluft, die schlaflosen Nächte: Alles wirkte so nachtheilig auf seine Gesundheit, daß er in eine Krankheit verfiel.

Bongars erhielt davon Nachricht. Sorgfältig ließ er von dem Vermögensstande des Mannes Nachricht einziehen, und als er erfuhr, daß er wohlhabend sey, war sein Plan, ihm ein Sümmchen abzupressen, entworfen. Der Kaufmann wurde zu einem Verhöre gelassen und man gab ihm Schuld: daß er sich gegen die westphälische Regierung entehrende Aeußerungen erlaubt habe.

Er erinnerte sich an die Worte, die er ausstieß, als er aus dem Schauspiele mit seinem Freunde nach Hause ging; erklärte, daß er es damit nicht böslich gemeint habe, und bat um Verzeihung.

Ohne über seine Entlassung etwas zu erfahren, wurde er wieder in den Kerker zurückgeführt. Man brachte den Kranken darauf in ein anderes Zimmer, und gab ihm ein Bette.

Er erhielt von einem Manne in bürgerlicher Kleidung, den er nicht kannte, einen Besuch. Dieser begann: „ich habe erfahren, daß man Sie von dem Herzen einer Frau gerissen hat, welche Sie lieben. Es muß Ihnen alles daran liegen, wieder in die Arme derselben zurück zu kehren. Ich nahe mich Ihnen aus Theilnehmung, und, wenn Sie mich nicht verrathen wollen, will ich Ihnen ein Mittel an die Hand geben, in kurzer Zeit Ihre Loslassung und Freiheit wieder zu erlangen.“ —

„O, sagen Sie," sprach der Kaufmann, „was soll Ich thun? ich opfere Alles auf, um wieder in den Schooß meiner Familie zurückzukehren."

„So großer Opfer bedarf es nicht," erwiederte der Unbekannte; „Sie dürfen Ihre Frau nur bitten, daß sie Ihnen 4000 Franken sendet, und ich verbürge meine Ehre, daß Sie, sobald Sie die Summe erlegt haben, auf freien Füßen sind."

Der Kaufmann war dazu geneigt und schrieb, was ihm der Fremde etwa in folgenden Worten dictirte, nieder:

Sende mir nach Empfange dieses, so eilig es geschehen kann, 4000 Franken hieher. Von dem Augenblicke an, wo ich die Summe erhalte, bin ich frey. Aber sprich kein Wort davon; Du würdest durch Mangel an

Verschwiegenheit meine Einkerkerung nur verlängern und meine Befreiung erschweren.

Cassel ... L. . .

Nach zwei Tagen mußte das Geld da sein; aber es kam nicht an. — Der Fremde kam wieder. Der Kaufmann beklagte sich über das Zögern seiner Gattin und gab die Besorgniß ihres Ablebens zu erkennen. Nein, sagte dieser, sie lebt; aber der Bote hat die Anweisung, welche Sie an Ihre Gattin ausstellten, verloren. Schreiben Sie eine zweite und er schrieb, was ihm dictirt wurde:

Schicke mir durch den Vorzeiger dieses 4000 Franken. Sollte noch eine Anweisung auf Geld bey Dir eintreffen, so zahle sie nicht. Je eher ich die Summe erhalte, desto früher bin ich wieder bey Dir.

Cassel . . . L. . .

Der Unbekannte kam nach zwei Tagen wieder

zu dem Kaufmann, und brachte ihm seine Befreiungsacte mit. Ehe er jedoch den Kerker verlassen durfte, mußte er eine Schrift unterschreiben, daß er nie von dem gezahlten Gelde eine Sylbe verrathen wolle. „Uebrigens," setzte der Mann hinzu, „bitte ich Sie um Ihrer Ruhe willen, reden sie nicht im Publico davon, was Sie hier erfuhren und litten; der Arm der geheimen Polizei ist mächtig und weit um sich greifend; er würde Sie bald erreichen und dann mögte es Ihnen nicht gelingen, so wohlfeil wieder davon zu kommen. Sie müssen überdies, das ist der Befehl des General Bongars, ohne einzukehren, Cassel auf der Stelle verlassen."

Glücklich, wie ein Vogel, der aus dem Käfig entflohen ist, eilte der Kaufmann aus Cassel, und sank vor dem Thore auf seine Knie, der Vorsehung dankend, daß der Weg zu seiner Familie ihm wieder offen stand. Mit großer Mühe und Anstrengang erreichte er das nächste Dorf, miethete sich einen Bauerwagen, und kam am an-

dern Morgen nackt und abgehärmt bey den Seinen an.

Welch ein Wiedersehen! Die Nachricht seiner Loslassung erweckte die erloschenen Lebensgeister seiner Gattin wieder, welche indessen sehr krank gewesen war. Die Kinder weinten vor Freude, als sie ihren guten Vater wieder hatten!

An demselben Abend aber wieß es sich aus, daß die Frau für die Loslassung ihres Mannes 8 000 Franken bezahlt hatte, und der Fremde also selbst ein schändlicher Betrüger gewesen war.

Fragen Sie, wer das Geld empfing? — Kein anderer als Bongars, durch welchen die Familien unglücklich wurden und verarmten. Welch ein Land, wo solche unerhörte Ungerechtigkeiten geduldet werden!

Beispiele wie dieses, waren freilich ganz dazu geeignet, allen Unterthanen eine grauenvolle

Scheu einzuflößen, sich über den Druck unerträglicher Leiden zu beklagen; sie litten das Aergste, ohne sich darob zu äußern.

Indessen gab es dennoch Männer, welche bisweilen, mit Gefahr ihrer Freiheit und ihres Lebens, kräftig auftraten und wider das Unwesen der Regierung eine Sprache führten, welche die Niederträchtigen in Furcht und Staunen setzte. Tadeln Sie ihre Unvorsichtigkeit, so darf ich Ihnen bemerken, daß diese Männer zu sehr gemißhandelt wurden, um nicht Alles auf das Spiel zu setzen. Unwille, Misvergnügen, Entehrung und Verzweiflung war es, welche diese Sprecher dreist machte. Die ängstlichen und besorgten Seelen entfernten sich von ihnen, weil sie von der Gemeinschaft mit denselben fürchteten.

Ein Herr von K..., welcher mit unerschütterter Liebe unter der neuen Regierung, die ihm ein Abscheu war, seinem alten Vaterlande anhing, stellte sich oft mit muthiger Entschlossenheit den

Franzosen, die in seinem Schlosse und Dorfe einquartirt wurden, entgegen, wenn sie mit ihrer gewohnten, beleidigenden Manier sich zu äußern wagten.

Einst übernachtete ein Obrist im Hause, welcher mit einigen Offizieren bey ihm zu Mittag aß. Der Herr von K. . . . konnte sich nie überwinden, mit den Feinden an einer Tafel zu essen. Es wurden den ungebetenen Gästen mehrere Gerichte aufgetragen; aber sie begnügten sich nicht damit. Der Herr von K . . . ging zu ihnen und bat sie, sich nur heute zu begnügen, am andern Tage sollte noch besser für sie gesorgt werden.

Am nächsten Mittage saß der Hausherr mit den Franzosen zu Tische und hatte ein sehr frugales Essen bereiten lassen. Am Schlusse der Mahlzeit wurde von seinem Bedienten eine, mit einer Serviette wohlverdeckte, Schüssel aufgetragen. „Herr Obrist," so redete der Herr von K . . .

seinen Gast an, der ihm gegenüber saß, „Sie waren gestern mit meiner Bewirthung unzufrieden. Ich versprach Ihnen eine Schüssel mehr; hier ist sie, insbesondere für uns beyde bestimmt."

Mit diesen Worten setzte er dem Obristen die Schüssel hin und bat ihn, die Serviette wegzunehmen. Der Obrist that es und siehe da, es lagen zwei geladene Pistolen darunter, deren Bedeutung der Herr von K . . . dem Obristen, welcher sich etwas entfärbte, also erläuterte: „sehn Sie, mehr, als ich gestern gab, werde und kann ich nicht geben; fordern Sie mehr, so biete ich Ihnen diese Mahlzeit auf Tod und Leben an. Wer mir in meinem Hause Gesetze vorschreiben und mich mißhandeln will, der hat auf meine Gastfreundschaft keinen Anspruch."

Der Obrist stand schweigend auf und verließ nach einer Stunde sein Quartier. Solche und ähnliche Scenen wurden bekannt, und setzten den Herrn von K . . . weder bey den Franzosen, noch

bey der Regierung des Landes in einen besonderen Credit. Aber er hielt es auch für eine Ehre, nicht zur Parthei derer zu gehören, die sich, um des Brotes und eines elenden Lebens willen, alle möglichen Mißhandlungen bieten ließen; die Polizey hatte ein scharfes Auge auf ihn geworfen und that Alles, ihn zu fahen. Es gelang ihr.

Der Herr von K . . . wurde einer geheimen staatsverrätherischen Correspondenz beschuldigt. Ob er deren gleich nicht überführt werden konnte, so wurde er dennoch eines Tages durch Gensd'armes gewaltsam nach Cassel ins Kastell geschleppt. Die Verhöre fielen alle günstig für ihn aus; aber dennoch ließ man ihn nicht los. Es wurde ihm endlich unter den Fuß gegeben, daß er sich mit Geld loskaufen könne; aber das that er nicht. Seine Familie warf eine bedeutende Summe in Bongars Schlund und er erhielt seine Freiheit wieder. Diese benutzte er; ließ Gut, Weib und Kind im Stiche und schloß sich an das preußische Heer an! Wie ein Löwe kämpfte der Erbitterte

im Hochgefühle des Patriotismus für seinen König, und erhielt das eiserne Kreutz. Bey Leipzig starb er den schönen Tod für das Vaterland, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hatte.

Die Schändlichkeit der westphälischen Polizei kann nicht schwarz genug geschildert werden.

So verhaftete man auch einen Kaufmann, und brachte ihn nach Cassel. Sechs Monden saß er im Kerker, ohne verhört zu werden Vorschußweise mußte seine Familie seine Unterhaltungskosten besorgen, indeß er so kärglich wie ein gemeiner Missethäter verpflegt wurde. Er war sich nicht des kleinsten Vergehens bewußt. Auf die Bitte, daß es ihm erlaubt sein mögte, an seine Familie zu schreiben, ertheilte man ihm eine verneinende Antwort. Eines Morgens, nachdem er sich lange abgehärmt, von Hunger und Kälte gelitten hatte, ward ihm, wider seine Erwartung, plötzlich seine Entlassung angekündigt.

Bey seiner Rückkehr fragte er bey der Behörde um die Ursach seiner Verhaftung an, und forderte zugleich Schadenersatz. Nach Monaten erhielt er den Bescheid: aus Unkunde seines Vornahmens habe man ihn statt eines andern Kaufmanns verhaftet. Auf Schadenersatz könne er übrigens keine Ansprüche machen, weil keine Casse da wäre, dergleichen Zahlungen zu leisten. Er werde übrigens hiermit ermahnt, über den Vorfall das tiefste Stillschweigen zu beobachten.

Zweiter Brief.

Nur auf Bereicherung dachte Bongars. Seine beispiellose Frechheit hieß jedes Mittel gut, welches dahin führte. Ob durch die schändlichen Erpressungen, die er verübte, Familien zu Grunde gerichtet wurden oder nicht, das galt ihm gleichviel. Von den vielen Blutigeln, die das Mark der Westphalen sogen, war er unstreitig einer der gierigsten. Er setzte Freiheit, Ehre, selbst das Leben Anderer auf das Spiel, und wußte die Schuldigen, die es jedoch oft nur dem Scheine nach waren, wenn er sie losließ, um die ansehn-

lichsten Summen zu betrügen. Daß dem Angeklagten, wenn die Anklage eine bloße Verläumdung war, vor dem Richterstuhl der Gerechtigkeit sein Recht werden müsse, wagte man, bey der abscheulichen Justizverwaltung in Cassel, gar nicht mehr zu denken.

Bongars gehörte unstreitig zu den größesten Verbrechern des Reichs. Durch seine schändlichen, alles menschliche Gefühl empörende Handlungen, die er mit despotischer Gewalt verübte, hätte er die schmähligste Strafe grober Verbrecher auf sich geladen, und doch blieb er ungestraft; hatte das Ohr seines furchtsamen Königs und entehrte seine Würde, welche ihm dieser in der Angst seines Herzens beigelegt hatte.

Noch einige Beweise führe ich hier an, um es klar vor Augen zu legen, daß er ein Räuber war, der mit dem Privilegium der Meuterei versehen, ohne gesetzliche Ahndung zu fürchten, das

Land, welches ohnehin schon den vielen Abgaben unterlag, in Contribution setzen durfte.

Die Deutschen, welche um Sold ihren rechtlichen Sinn gegen ihre Landsleute verkauften, und sich zu Agenten, Spionen und Helfershelfern seiner abscheulichen Gewalt mißbrauchen ließen, führten insgemein den Nahmen der Polizeicommissaire: einen Titel, welcher uns so verhaßt geworden ist, wie Raub und Mord, ob er gleich in rechtlichen Staaten das Amt eines für die Sicherheit öffentlicher Ordnung und Ruhe wachenden Mannes bezeichnet. Diese schlichen im Königreiche umher; legten, ihrer Instruction gemäß, überall Schlingen, um die zu fangen, welche ihre Mißbilligung über die öffentlichen Greuel, die man ohne Schaam und Scheu verübte, nicht unterdrücken konnten. Die giftigen Pfeile dieser Polizeicommissaire waren aber insbesondere auf Reiche und Wohlhabende gerichtet, welche im Stande waren, ihr angebliches Vergehen durch Geldsummen abzukaufen. Um Aermere, die nicht bezahlen konnten

und durch Leibesstrafen büßen mußten, war man, wenn es nicht gar zu arg ward, wenig bekümmert, weil Bongars und seine Rotte von solchen Leuten nicht viel zu erwarten hatte. Es war also hier gleichsam die Zeit des Sündenablasses wiedergekommen, wenn man den Ungehorsam gegen schlechte Gesetze und die lauten Klagen über Schmach und Schande Sünden nennen kann. Bongars war der neue Pabst; die Polizeicommissaire waren die Cardinäle; die Polizeibedienten der niederen Classe Erzbischöfe und Bischöfe, und die Gensd'armes die Bettelmönche, welche in der Welt umherirrten, um für eine milde Gabe Sündenvergebung und den Ketzern Tod und Verderben zu predigen.

Um Ihnen zu beweisen, daß Unterthanen aus der niederen Volksclasse und von geringerem Einflusse öfters ungestraft den Frevel des Hochverraths durch laute Klagen und Schimpfreden begehen durften, gleichsam als wenn sie allein das Privilegium zur erbaulichen Unterhaltung des Volks

durch solche Verunglimpfungen des Königs und der Regierung hätten, will ich Ihnen ein Beyspiel anführen.

Zu H. wohnte ein Schneider, ein Mensch von rauher und wilder Gemüthsart, welcher in seiner Jugend eine Zeitlang als Soldat unter den R. Husaren in der preußischen Armee gedient hatte. Dieser Mann, einer von den begeisterten Sehern, welche uns selbst zur Zeit der schwärzesten Nacht aus unwiderstehlicher Sehnsucht das baldige Erscheinen der Morgenröthe und den lichten Tag weissagten, machte sich ein eigenes Geschäft und Verdienst daraus, seine Hoffnungen und Wünsche vorzüglich laut zu äußern, wo sie nicht gern gehört wurden. Es geschah dies, nicht selten von aufmunternden Tropfen unterstützt, als trotze er der Regierung und suche sich durch die Strafen von Seiten der Polizei, welche er laut verspottete, als ein Dulden für deutschen Sinn und deutschen Patriotismus, eine Märtyrerkrone zu gewinnen.

Lange ertrug man den Heroismus, weil man den Heroen für unschädlich hielt, und wenig von ihm zu hoffen hatte. Endlich brach die Geduld und die Polizei griff zu, verhaftete den Uebermüthigen und warf ihn in ein Gefängniß. Man hatte dem Verbrecher recht weh zu thun geglaubt, indem man ihn die Festwoche von Weihnachten bis Neujahr eingekerkert hielt, weil er an solchen Tagen der Muße gern des Leibes und der Erholung pflegte. Aber weit gefehlt!

Als er den Kasten verließ und gefragt wurde: ob ihm diese acht traurigen Tage nicht schmerzlich am Herzen genagt hätten? antwortete er sehr naiv: „keineswegs, bei solchen Verhaftungen steht man sich sehr gut. Wäre ich auf freien Füßen gewesen, so hätte ich in dieser Frist allen meinen gesammelten Verdienst wieder zugesetzt; so habe ich ihn nicht nur erhalten, sondern bei fleißiger Arbeit in meiner Gefangenschaft sogar verdoppelt. Dafür verdient der König und der Polizeicommis-

sair meinen wärmsten Dank. Hoffentlich werden sie mir bald wieder etwas zu verdienen geben."

Gleich nachher wurden Polizeicommissair und Gensd'armen der Gegenstand seines bittersten Spottes, denn er scheuete sich nicht, sie ins Angesicht zu verlachen und um baldige Strafe zu ersuchen. Wilde Scheltworte, verzweifelte Flüche traten an die Stelle des Hohns, wenn ihm das Blut erhitzt war; aber auch alle diese Verwünschungen dienten nur zur Ergötzung der Zuhörer.

„Unser allergnädigster König ist ein Bettelbube, pflegte er den Steueroffizianten und Zwangsbefehlsbringern zu sagen, welcher mir nicht einmal vier Wochen lang meine Steuern creditiren kann, sondern mich nach einigen Tagen auspfänden läßt; ich würde mich schämen, mit ihm zu tauschen, denn ich kann meinen Schuldnern jahrelang borgen."

Dieser Mann war nicht etwa wie der pariser

Schuhmacher, welcher sich mit Orden behing und, weil er Kaiser sein wollte, auf Befehl der Polizei erschossen wurde, närrisch; sondern gesunden Verstandes. Warum brach die Strenge der westphälischen Polizei an solchen Mauern?

Staatsdiener und Begüterte hingegen, hatten sie einigen Verdacht auf sich geladen, wurden nach Cassel transportirt. Hier waren sie den Händen des ausgelerntesten, verschmitztesten Gauners blosgestellt, der ihnen, wie einer Zitrone, den letzten Tropfen abzudrücken wußte.

Ein gewisser wohlbestallter Agent des Herrn Bongars kam einst in das Städtchen W. in der Absicht, hier einen guten Fang zu thun. Er stieg in dem vornehmsten Gasthofe ab, wo er sich für einen Kaufmann aus Cassel ausgab. Da in dem Gasthofe das geräumigste Local für eine große Gesellschaft war, so hatte man den Saal in demselben gewählt, um daselbst einen Ball zu veranstalten. Die Vornehmsten der Stadt, der Maire

und der Municipalrath waren versammelt. Man erwies dem angeblichen casseler Kaufmann die Ehre, ihn zu dem Vergnügen einzuladen, und mit teuflischer Freude nahm er das freundliche Anerbieten an. Mit gefälliger Artigkeit ließ er sich mit verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft in ein Gespräch ein, und man glaubte in ihm einen geschliffenen Kosmopoliten zu erkennen.

Der Tanz wurde durch eine ausgezeichnet schöne Abendmahlzeit unterbrochen. Man erwies dem vorgeblichen Kaufmann die Ehre, ihm bey Tische einen Platz in der Nähe des Maire und der Munizipalbeamten anzuweisen. Es konnte nicht fehlen, daß man sich nach der Lage der Dinge in Cassel erkundigte. Der Fremde zuckte die Achseln, und ließ einige harte Worte fallen, welche die Regierung und Minister nicht in dem vortheilhaftesten Lichte darstellten. Der Wein floß; das Blut ward heiß; man wog die Worte nicht mehr und fühlte sich geneigt, mit seiner wahren Meinung hervorzutreten. Diese Stimmung der

Gemüther benutzte der Polizeicommissair und tadelte in steigendem Affecte das Elend des Reichs und seiner Verwaltung. Ob er auch dem Könige nicht den rechten Namen gab, so erlaubte er sich doch Anspielungen, welche offenbar auf ihn hindeuteten, um ihn zu erniedrigen oder lächerlich zu machen. Fast kein Minister blieb verschont.

Die nächsten Zuhörer dieser Reden, sahen sich verwundrungsvoll an, und wußten aus dem Manne, der so wahr und so frey sprach, gar nicht klug zu werden. Man rieth ihm Vorsicht und Klugheit an. Aber er erwiederte: ich muß mich höchlich wundern, daß man in der Provinz in seinen Urtheilen über Thatsachen so ängstlich ist. Wir in Cassel reden, wie es uns um das Herz ist, und es ist kein Beispiel da, daß ein Einziger dafür bestraft worden wäre. Uebrigens glaube ich hier unter wackern, deutschen Männern zu sein, und nicht unter Spionen und Verräthern. Der Druck, der auf uns allen lastet, ist fürwahr unerträglich; er wird mit jedem Tage ärger.

Solche Worte gewannen dem Gaste das Zutrauen der Gesellschaft. Er spann den abgerissenen Faden seines Tadels immer wieder an, und es war ihm leicht, ihn durch die Gründe der Wahrheit zu unterstützen. Endlich wurden die Zuhörer dreist, und sprachen ohne Rückhalt. Mit kühner Dreistigkeit schalt insbesondere der Maire auf die casselschen Räuber Malchus, Wolfrath, Bongars; auch Jerome erhielt von ihm einige derbe Seitenhiebe.

Dieser Maire war wirklich ein wackerer und braver Mann, der es mit seinem Vaterlande und der frühern Verfassung desselben herzlich gut meinte. Er würde sein Amt nicht angenommen haben, wäre er so begütert gewesen, daß er von seinem Vermögen ohne allen Zuschuß hätte leben können. — Wie mancher ächte Patriot mußte bey der veränderten Regierung, die er im Herzen haßte, in einen sauern Apfel beißen, wenn er nicht mit seiner Familie hungern wollte.

Etwa um drei Uhr des Morgens verließ die Gesellschaft den Tanzsaal. Der Polizeicommissaire hatte nichts angelegentlicher zu thun, als daß er sich bey der Ortsbehörde als einen geheimen Agenten Bongars legitimirte, und um die nöthige Unterstützung bat, den Maire zu arretiren, die ihm auch keineswegs verweigert wurde. Wie ein heimtückischer Räuber, der mit teuflischer Freude seiner Beute gewiß ist, die er in nächtlicher Sicherheit beschleicht, so eilte der Polizeicommissair in das Haus des betrogenen Maire.

Leise, dann heftiger wurde an die Thür geklopft, bis eine Hausmagd das Fenster öffnete und fragte, wer da sey? . . .

„Töchterchen," sagte der schlaue Fuchs, „mach' auf, ich habe mit deinem Herrn etwas Nothwendiges zu sprechen." —

„Mein Herr schläft noch," erwiederte die Magd." —

„Mache nur auf, ich will ihn schon wecken.“

Die Hausthür öffnete sich. Das Mädchen erschrak, als es mehrere gewaffnete Männer erblickte, und war im Begriffe, die Flucht zu ergreifen. Durch freundliches und höfliches Bitten ließ es sich indessen bewegen, das Licht anzuzünden. Eilig ging die Magd nun in das Schlafzimmer und weckte ihren Herrn. Gattin und Kinder wurden munter. Der Maire zog sich an, so schnell er konnte, und trat in die Stube. Die erste Frage war, da er seinen Feind und Verräther in der veränderten Kleidung nicht sogleich wieder erkannte: „Was wollen Sie in der Nacht in meinem Hause und von mir? Wozu diese Polizeidiener?“

„Herr Maire,“ fing der Wicht an, „Sie werden sich erinnern, daß Sie sich gestern Abend bei Tische über unsere Regierung Urtheile erlaubten, die mich besonders von Ihnen befremden

mußten. Solche Aeußerungen, die das Ansehn des Königs und seiner Minister antasten, können unmöglich ungeahndet bleiben."

Erschrocken sagte der Maire, der den Redner nun erkannte: „sprach ich zu viel, so haben Sie mich dazu gereizt, und sind in gleicher Verdammniß mit mir, wo nicht strafbarer, als ich."

„Wissen Sie, daß mir jedes Mittel zu Gebote steht, um die wahre Stimmung der Unterthanen zu erforschen, und den zu verhaften, welcher sich feindselig zeigt. Besonders, mein Herr Maire, ist ein Mann in Ihrem Amte doppelt strafbar. Sie werden hiermit ohne Umstände arretirt."

„Ist das der Dank für die Liebe und Freundschaft, für die trauliche Offenheit, mit der Sie in der gestrigen Gesellschaft behandelt wurden?"

„Von Dank oder Undank kann hier die Rede

nicht seyn; Sie haben sich gestern verdächtig gemacht, und mir liegt die Pflicht ob, Sie heute deshalb zur Verantwortung zu ziehen. Kleiden Sie sich rasch an; versehen Sie sich mit einer guten Börse und folgen Sie mir nach."

In dem Augenblicke, daß er nach dem Schlafzimmer geh'n und der Familie sein Schicksal auf die schonendste Weise ankündigen wollte, kam seine Gattin mit den Kindern in die Wohnstube gestürzt. Sie hatten jedes Wort der Unterredung vernommen. Die Dame ergriff die Hand des Polizeicommissairs und drückte sie flehentlich, indem ihr die Thränen die Wangen herabrollten. „Machen Sie uns nicht unglücklich; entreißen Sie mir nicht den Gatten und den Kindern den Vater," sprach sie mit rührender Stimme. „Mein Mann ist edel und ein treuer Diener des Staats; er mag diesmal gefehlt haben, die Folge wird Alles wieder gut machen. Haben Sie Mitleid mit uns; wir vergingen uns nicht gegen das Gesetz und machen Sie uns nicht unglücklich, indem

Sie ihn von uns trennen, und uns in trostlose Verzweiflung über sein ungewisses Schicksal setzen."

Der Polizeicommissair trat mit kalter Gleichgültigkeit einige Schritte zurück. „Wenn mein Herz Ihren Herrn Gemahl auch von aller Schuld losspräche, sagte er; so läßt sich doch das Gesetz nicht ändern, welches ihm Strafe zuerkennt. Ich bin ein Diener der öffentlichen Ordnung, und darf durch unzeitiges Nachgeben nicht dagegen verstoßen. Bitten Sie mich nicht mehr; Sie verschwenden Ihre Worte vergebens; es thut mir leid, aber ich kann nicht anders, ich muß Ihren Herrn Gemahl verhaften. „Kinder, bittet ihr den Herrn," sagte die Mutter in Thränen schwimmend; „vielleicht wird er durch eure Thränen erweicht.„

Die drei Kinder, unter ihnen ein junges Mädchen, sanken vor dem Unholde auf die Knie, und flehten um Nachsicht für ihren Vater, der

in stummer Betäubung in den Armen seiner Gattin lag, und seines Schmerzes, von seinen Lieben getrennt zu werden, nicht Herr werden konnte.

Der Polizeicommissair schien gerührt und befahl seinen Helfershelfern, daß sie abtreten und sich nach ihren Wohnungen verfügen mögten. Jetzt faßte die verzweifelte Familie Hoffnung.

„Ist mein Mann frei? fragte die Frau mit zitternder Stimme; werden Sie ihm verzeihen? Ich erkenne in Ihnen den Wohlthäter, welcher mir den Gatten; den Freund, der meinen Kindern den Vater und meinem Manne die Freiheit wiedergiebt. Nichts, was in meinen Kräften steht, ist mir genug, um Ihnen meinen Dank vollkommen zu bezeigen.“

Wie irrte sich die gute Frau, wenn sie an die Uneigennützigkeit und Großmuth eines solchen Schergen glaubte!

Er nahm das Wort und sagte: „es giebt eine Bedingung, die Sie ohne Widerrede erfüllen müssen, wenn ich Ihnen die Vergünstigung zugestehe, daß Sie in Ihrer Wohnung, bei Ihrer Familie bleiben und Ihre Stelle behalten.“

„Reden Sie, reden Sie, sagte der Maire,“ damit ich Sie auf der Stelle erfülle.

Der Preis Ihrer Freilassung sind hundert Friedrichsd'or.

„Der Preis ist sehr hoch; woher soll ich das Geld nehmen? Wird dadurch mein Verseh'n gut gemacht?“

„Nicht viele Worte! ja oder nein entscheidet.“

Die Frau bat um Minderung der Strafsumme; aber dazu war der Bube nicht zu bewegen. „Borge, was du selbst nicht hast, von dei-

nen Freunden," sagte seine Gattin zu ihm; „gern will ich Alles verlieren; will hungern und Wasser trinken, wenn ich nur dich behalte."

Nach zwei Stunden wurde die Summe bis auf den letzten Heller gezahlt. Der Räuber betrachtete die Goldmünzen sorgfältig, ob sie auch sämmtlich vollwichtig wären, und zog davon. „Glauben Sie nicht," sagte er im Scheiden, daß ich das Strafgeld für mich behalte; es fließt in die Casse meines Vorgesetzten, des General Bongars, und ich ziehe nur wenige Procente davon. Uebrigens rathe ich Ihnen, in Ihren Reden und Urtheilen über unsern Staat vorsichtiger zu werden." Tief gekränkt erwiederte der Maire: „Sie haben mir eine viel zu nachdrückliche Lection gegeben, als daß ich Ihre Warnung je vergessen könnte".

Ein solcher Commissair war es, welcher bei Gelegenheit des Streifzuges, den der eilfertige General Zcernitschef nach Cassel unternahm, in die

Hände der Kosacken gerieth. Zwar hatte er sich bei Annäherung dieser unerwarteten Gäste in Sicherheit zurück zu ziehen gesucht; allein die scharfsichtige Nemesis, von tausend Augen unterstützt, bedurfte kaum einiger Mühe, um den Verborgenen an das Tageslicht hervorzuziehen.

Wie behende machten sich nun die leichten Reiter aus Norden und Osten über den Verräther! In einem Augenblicke war der Mensch ausgeschält, und stand nun zum erstenmal nach sechs ruhmvollen Dienstjahren in seiner erbärmlichen Blöße da. Das Volk, Männer, Weiber und Kinder, wiesen mit Fingern auf den Dämon der Tyrannei und Bosheit; lauter Spott begleitete seine Schritte. Allein damit war noch lange nicht Alles geschehen. Die freundlichen Kosacken banden dem saubern Gesellen die Hände auf den Rücken, und schleppten ihn neben den Pferden her mit sich fort nach Braunschweig. Kaum fand der arge Mann noch einiges Erbarmen bei einem russischen Officier, welcher sich seiner annahm. Dieser gab

ihm, als er vom Marsch und Nüchternheit erschöpft, nicht mehr fort konnte, einen Leiterwagen, und warf ihm, um ihn in seiner Nacktheit nicht einem zu frühen Tode preis zu geben, einen Reisemantel über.

Tief in den Mantel gehüllt, die Octobertage pflegen auf den nackten Leib eben nicht die wohlthätigste Wirkung zu äußern, langte er mit der fliegenden Schaar vor Braunschweig an. Hier erwarteten seiner Scenen, welche das Ungemach der Blöße und des Hungers weit hinter sich ließen.

Schon waren nämlich die vielgekränkten Einwohner der Stadt hinausgegangen, um zur Abwechselung auch einmal einige Franzosen, Officiere vornehmlich, unter russischem Commando zu sehen. Sie erreichten ihren Zweck vollkommen. Ein Häuflein solcher Gesellen Napoleons, ihre Bündelchen unter den Armen, kam dahergeschritten, sonderbaren Angesichts; denn die Miene der Ueberlegenheit und der Thatenstolz auf der Stirn des

Officiers contrastirte bedeutend gegen das Negligé, worin die Herrn unter Anführung des Kantschu marschirten.

Voulez vous du vin? du Rhin? de Champagne? de Bourgogne? du pain blanc? du tabac d'Amerique? Vous n'avez qu'à commander, hörte man hier in abgebrochenen Fragen von manchem Schadenfroh. Aber es befanden sich unter den Spöttern auch Männer, welche das westphälische Unwesen nicht nur in Betrübniß, sondern in Kerker und Bande gestürzt hatte.

Plötzlich verbreitete sich unter den Zuschauern das Gerücht, daß auf einem der Wagen ein Scherge der geheimen Polizei befindlich sei. Alles stürzte dahin, wo der Wagen mit dem Manne im Reisemantel hielt. Ein übermüthiger Kosack mogte Einem aus dem Volkshaufen verrathen haben, daß sie dies Vöglein auf der Fahrt erhascht hätten. Der Delinquent aber, von marternden Gewissensbissen gefoltert, hatte nicht den Muth,

ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sagen; sondern zog sich den Mantel über dem Kopfe zusammen, und hüllte Brust und Gesicht tief in diesen Schleier russischer Barmherzigkeit.

Die Buben indessen suchten sich allerlei Materialien für ihre Wurfmaschinen. Die Fäuste waren ihre Ballisten und Katapulten; anstatt der Felsklüfte und Stämme ergriffen sie Kieserlinge und Ingredienzien, welche etwa, nach Aussage der Geognosten unserer Zeit, das Primordialfluidum der Erde ausgemacht haben könnten. Mann und Wagen war im Nu überzogen; kaum schützte der Mantel noch; der Hut war die Zielscheibe der Kunstfertigsten im Werfen, und die Kosacken, welche neben dem Wagen anfangs herritten, dann hielten, hatten Mühe, sich den gar zu reichlichen Salven dieser neuen Artillerie zu entziehen.

Was Viele beklagten, war nicht der Mann, sondern der Mantel, welcher ihn schützte, weil er

sich zur Decke und zum Schutz eines so tückischen Verbrechers mußte mißbrauchen lassen.

Wie mag dem Herrn Commissair zu Muthe gewesen seyn, wenn er sich jetzt einen Augenblick an Bongars Belobungen, an die fetten Bissen an den Tafeln seiner westphälischen Brüder, an die Gallakleider seines Flors in der Blüthe des Königreichs, an ehrfurchtsvolle Demuth, mit welcher jeder Unterofficiant und besorgliche Unterthan sich ihm nahete, und endlich an die Sümmchen erinnerte, die das Handwerk, nun leider vergeblich! eingetragen hatte?

Welche seine Reflexionen auch gewesen seyn mögen: er mußte auch vor Braunschweig mit seinen reisigen Begleitern fürbaß ziehen, ohne sich eines frischen Trunks oder eines labenden Bissens zu erfreuen. Wohin die pfeilschnellen Reiter auf ihrem Fluge von Braunschweig nach Halberstadt und dann zum Vortrabe der flüchtigen französischen Armee nach Sachsen am Ende mit ihm ge-

rathen sind, und wo der lockere Vogel sein Schwanenlied gesungen habe; davon hat unsere Chronik nichts gemeldet.

Wahrscheinlich aber ist dieser Sünder dem Beispiele verschiedener Genossen gefolgt, welche, von Hunger, Kälte, ungewohnten Strapazen, Spott, Verachtung, Mißhandlung und tiefer Betrübniß über die Launen des Schicksals aufgerieben, ihren Geist von freien Stücken der Fessel eines unglückseligen Leibes entbunden haben; wenigstens hat man in der Gegend nichts wieder von ihm gehört.

So erging es diesen Henkern der edlen Freimüthigkeit und des redlichen Sinnes zur Zeit des neuesten Regentenwechsels.

Derselbe Agent Bongars wurde einst für die boshafte List, die Unterthanen ins Unglück zu stürzen, ein wenig gezüchtigt. Unerkannt nahete er sich einem Polizeicommissair und begann, ver-

dächtige Reden zu führen. Nachdem er eine Weile geredet hatte, legt ihm der Polizeicommissair augenblickliches Schweigen auf; widrigenfalls er sich genöthigt sehe, ihn zu verhaften. Der Agent aber fährt fort, zu lästern und erwartet sehnsuchtsvoll den Augenblick, wo sein Gegner wirklich zur Verhaftung Anstalten treffen oder in seine Meinung mit einstimmen soll. Statt dessen entfernt sich dieser; kömmt mit zwei Polizeidienern zurück, und läßt den Agenten in Verhaft nehmen.

In demselben Augenblicke zeigt der Verhaftete eine Karte der hohen Polizei in Cassel vor, um die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens als Polizeiagent zu beurkunden, und setzt hinzu: „hätten Sie nicht so gegen mich gehandelt, als Sie es, zu Ihrer Empfehlung, gethan haben; dann wären Sie mein Gefangener.“ Diese Rede verdroß den Polizeicommissair, der es übel empfand, daß ein Mann, welchem er niemals Anlaß zum Verdacht

gegeben hatte, so heimtückisch gegen ihn zu Werke ging.

Als daher der Agent um seine Loslassung bat, sagte jener: Sie sind so lange mein Gefangener, bis ich nach Cassel geschrieben und die Antwort zurück erhalten habe, ob es mit Ihrer Karte auch seine richtige Bewandniß habe. Und damit mußte der Bösewicht vierzehn Tage sitzen.

Doch noch einen Zug aus Bongars Leben, der ihn als einen abscheulichen Unmenschen darstellt, und ein schauderhafter Beweis ist, welcher Erniedrigung die menschliche Natur fähig ist.

In Cassel war ein edler Minister, der es mit dem Lande gut meinte. Sie kennen und verehren ihn, wenn ich gleich seinen Namen meinem Briefe nicht anvertraue. Dieser sollte gestürzt werden, und ein frecher Emporkömmling wünschte sich in seine Stelle einzudrängen. Letzterer machte mit Bongars, der sich durch Geld gewinnen ließ,

gemeinschaftliche Sache, und folgendes Bubenstück ward ausgeführt.

Durch ansehnliche Bestechung wußte man den ersten Bedienten des erwähnten Ministers zu gewinnen, und dieser mußte heimlich Briefe, von verschiedenen Händen geschrieben, in den Schreibeschrank seines Herrn schieben. Sie waren so gestellt, als ob sie von fremden Höfen kämen; enthielten Verunglimpfungen der westphälischen Regierung und deuteten dahin, daß der Minister mit den Fremden, zum Besten ausländischer Höfe, in einem verbotenen Briefwechsel stände.

In der Nacht drang man in die Wohnung des Ministers; versiegelte sein Bureau; erbrach am folgenden Tage die Schlösser, und bemächtigte sich der untergeschobenen Briefe. Der Minister wurde entsetzt. Es wäre ihm leicht gewesen, seine Unschuld darzuthun; aber er wollte einem Könige nicht länger dienen, den er im Herzen schon längst verachtete. Dennoch beschloß er, sich ihm

noch einmal zu erklären, und ging an den Hof; allein es war bey dem Könige Alles, was ihn betraf, bereits in ein so nachtheiliges Licht gestellt, daß er kein Gehör fand. Derselbe Bediente, welcher sich aus Eigennutz zu jenem Vergehen gegen seinen Herrn mißbrauchen ließ, hat diesen Vorfall hernachmals aus Verdruß über seine Undankbarkeit öffentlich erzählt; doch ward ihm bald durch eine empfindliche Strafe Stillschweigen auferlegt.

Dritter Brief.

Der sogenannten hohen Polizei, welche indessen höchst niedrigen Sinnes war, blieb unter Bongars nichts heilig. Man öffnete ohne Scheu Privatbriefe und las sie durch, um die Personen, an welche sie gerichtet waren, für jede noch so unbedeutende Zweideutigkeit an Gelde, Ruf und Ehre, Gesundheit und Leben zu strafen. Die Reisenden mußten sich gefallen lassen, daß die Gensd'armen ihre Kleidung durchsuchten, vorgefundene Briefe erbrachen und durchlasen. Viele Briefe gelangten gar nicht an ihre Adresse.

Die Besorgniß, sich durch Reden verdächtig zu machen, legte dem Vorsichtigen öfters Schweigen auf; aber auch dies erweckte Mißtrauen, und galt für einen Beweis, daß man mit dem gegenwärtigen Verhältniße der Dinge unzufrieden wäre. Man war unverschämt genug, um zu verlangen, daß Jedermann den Lobredner des Königs, der Minister und der Regierungsverfassung überhaupt machen sollte.

Die Zahl der Gensd'armen belief sich auf mehr als 900 Mann. Sie waren im Königreiche vertheilt und zum Theil mit furchtbaren Instructionen der hohen Polizei versehen. So vertheilten sie z. B. an die Cantonmaires gedruckte Schemata zu einer Art von Conduitenliste für ihre Pflegebefohlnen und Ortsmaires; erkundigten sich sorgfältig nach den Umständen und Gesinnungen der Landgeistlichen, ihren Sitten und sogar nach dem Inhalte ihrer Kanzelvorträge.

Ausserdem wimmelte es im Lande von gehei-

men Agenten, Spionen, verrätherischen Dirnen und Polizeiknechten, die jedes, nur verdächtig scheinende Wort verriethen.

Einem meiner Freunde, der von M. nach Cassel gekommen war und nach Hamburg reisen wollte, begegnete ein eigener Vorfall. Er war in den Verdacht gekommen, daß er kein guter Westphale sei. Man schlich ihm auf allen Wegen nach; doch gelang es den geheimen Kundschaftern nicht, ihn in ihre Klauen zu bekommen. Bey seiner Abreise hielt er um einen Paß an, der ihm auch ohne Weigerung ertheilt wurde. Mein Nachbar, ein Mitglied der Polizei, welcher viel Böses verhütete, war bey mir, als mein Freund mit dem Reisepasse zurückkam. Er zeigte ihn vor und mein Nachbar sagte mir bey seinem Weggehen: „warnen Sie Ihren Freund, daß er auf diesen Paß nicht nach Hamburg reiset. Im Siegel desselben liegt eine nur Wenigen bekannte Marke, welche den Franzosen in Hamburg die strengste Aufmerksamkeit auf ihn gebietet. Er darf

sich nur einmal vergessen, so ist er verhaftet, und seine Loslassung mögte ihm viel Geld kosten.

Selbst Herrschaften, welche nothgedrungen Gesinde halten mußten, waren vor Verrätherei nicht sicher. Bedienten und Mädchen wurden um Sold ihren Brodherren untreu. Den Volkscharakter gänzlich zu verderben; die heiligsten Tugenden zum Gespötte zu machen, darauf war Alles abgesehen.

Am Thore der hohen Polizei war eine Oeffnung angebracht, in welche diejenigen zur Nachtzeit ihre verrätherischen Anzeigen schriftlich eingeben konnten, welche sich schämten, am Tage wider ihre Mitbürger aufzutreten.

Die Mitglieder der geheimen Polizey, wenigstens viele derselben, suchten mit Frauen und Mädchen, denen sie Klugheit und Verschmitztheit zutrauten, einen verbotenen Umgang anzuknüpfen. War es ihnen gelungen, Treue und Unschuld zu

berücken, dann machten es die Verführer der Verführten zur Pflicht, Alles aufzubieten, um dem gefährlichen Netze der hohen Polizei Schlachtopfer zu liefern.

Ein gewisser N . . . hatte die Frau eines angesehnen Mannes, welche die glänzenden Gesellschaften in Cassel zu besuchen pflegte, verführt.

„Ich hoffe,“ erklärte er späterhin, „daß Sie, als eine ächte Anhängerin unseres Königs und unserer Regierung, mir in Zukunft Jeden anzeigen werden, welcher ein verdächtiges oder beleidigendes Wort gegen unsern Staat über die Lippen kommen läßt.“

Sie erwiederte ihm, daß sie sich so weit nicht erniedrigen und die Verrätherin ihrer Freunde und Freundinnen spielen könne. Ihr Verführer aber nahm hierauf eine sehr ernste, drohende Miene an und sagte: „wenn Sie meine Bitte nicht erfüllen, so werde ich mich genöthigt sehen, Sie selbst bey

der Polizei als eine Person anzuzeigen, die das bekannte Gesetz übertrat, welches gebietet: daß sich keine Frau, kein Mädchen einem Mann ohne ausdrücklichen Erlaubnißschein der gesetzlosen Liebe hingeben darf. Sie war wie versteinert, und vermogte ihren innersten Unwillen nicht zu unterdrücken. Aber er bändigte ihren Zorn durch die wiederholte Versicherung, daß er, wenn sie in seinen Vorschlag nicht willige, seine Drohungen ohne Säumen erfüllen werde. Die Betrogene und Geschändete wollte sich nicht öffentlich an den Pranger stellen lassen, und versprach Gehorsam gegen das harte Gebot. Der Mann schämte sich nicht, diesen Vorfall, freilich nicht als Beweis seiner Niederträchtigkeit, in einer Gesellschaft öffentlich zu erzählen.

Auf die Dörfer wurden Polizeibefehle in französischer Sprache geschickt, auf die in Uebertretungsfällen mit strenger Ordnung gehalten wurde. Gelang es den Bauern, für Geld einen Verdeutscher zu bekommen, so war die Uebersetzung

oft eine unrichtige und den Sinn entstellende: weil die Uebersetzer zwar die Conversationssprache der Franzosen, nicht aber den Geschäftsstyl verstanden. Aber selbst die Unwissenheit, die sich gegen dergleichen Verordnungen versündigte, blieb nicht ungestraft. Es liefen bey Bongars Bitten und Klagen ein, dergleichen Befehle in deutscher Sprache zu publiciren; er aber erwiederte mit bitterem Spotte: es sey dies die beste Methode, die französische Sprache zu erlernen.

Zur Schande der Deutschen muß ich hier sagen, daß es die Polizeibeamten unseres Volks viel ärger machten, als die gebornen Franzosen. Sie glaubten es, um sich ihren Gehalt zu sichern, mit ihren Mitbürgern nicht strenge genug nehmen zu können, und wollten allen Schein der Partheilichkeit vermeiden. Die Liebe zu einer mißverstandenen Gerechtigkeit, verleitete sie zur offenbaren Ungerechtigkeit, die nicht schreiend genug geschildert werden kann. Greuel, welche selbst Franzosen verabscheueten, wurden von diesen Deutschen verübt.

Bevor ich Ihnen indessen die Reihe dieser kleinern Teufel, die ihn umschwirrten und in seinem Solde standen, vorführe, soll Bongars Ihre Aufmerksamkeit noch durch ein schauerliches Nachtstück ergötzen.

Er war ein französischer Emigrant, und in seiner Jugend Edelknabe bey Ludwig XVI. Vor seiner Anstellung war er der unbedeutende Stallmeister eines Vornehmen in Schwaben, und zog ein Gnadengehalt. Er war unstreitig im ganzen Königreiche der Verhaßteste und zur Freude aller gutgesinnten Einwohner von Cassel erhielt er vom Könige, als dieser sich eben auf die Flucht begeben mußte, seinen verdienten Lohn. Da es ihm, seiner zahlreichen Spione ungeachtet, an solchen Kundschaftern fehlte, welche Muth genug hatten, um auch bewaffneten Feinden nachzuspähen; so erfuhr er die rasche Ankunft der Kosacken nicht zeitig genug, um den König davon zu benachrichtigen. Dieser erfuhr sie auf einem andern Wege und zu einer Zeit, wo er, wenn die Kosacken von

der Lage der Dinge hinlänglich wären unterrichtet gewesen, der Gefangenschaft gar nicht entgehen konnte. Der bestürzte Jerome wurde Bongars ansichtig; warf ihm seine unverzeihliche Nachläßigkeit vor und versetzte ihm mehrere Stockschläge mit eigener hohen Hand.

Er nahm die Gensd'armerie, die sonst ganz andere Functionen hatte, ebenfals in seinen Dienst. Die Gensd'armes mußten auf Reden und Handlungen lauern, die ihnen verdächtig waren, und regelmäßigen Wochenbericht an die Generalinspektoren abstatten. Seine rechte Hand war ein gewisser Würtz, ein Bube sonder gleichen, der unglaublich viele Menschen unglücklich gemacht hat, und welchen ich Ihnen hernach in seiner ganzen Glorie schildern will. Mit diesem lebte er in dem vertraulichsten Vereine, ohne etwas anders als Verderben und Beutelschneiderei zu bezwecken. Der Haß, den das Publikum gegen Würtz mit Recht hegte, machte auch Bongars noch verächtlicher.

Würtz klagte bey Bongars einen gewissen A. an, daß er in einem öffentlichen Weinhause die Gesundheit aller Deutschen ausgebracht habe. Der Mann wurde vor Bongars gebracht und läugnete nicht. Er sagte indessen zu seiner Entschuldigung, daß er es damit nicht böse gemeint habe und daß darin nichts Gesetzwidriges liege. —

„Nicht?" fuhr ihn Bongars an; „Herr, Sie sind ein überwiesener Verbrecher." Die Thür öffnete sich; zwey Polizeidiener traten in das Zimmer, ergriffen A. bey den Armen und schleppten ihn in das Kastell, wo er, bey Wasser und Brot, drei Wochen als Gefangener saß.

Ein Herr von St. war in der Nachbarschaft zu einem Gastmale gebeten, wo man sich ohne Rückhalt einer frohen Geselligkeit überließ. Nach einigen Tagen wurde er durch einen Polizeidiener nach Cassel eingeladen, um vor Bongars zu erscheinen. Als er vor dem Polizeiminister erschien, redete ihn dieser also an: „eigentlich hätte ich Sie

durch Gensd'armen abholen lassen müssen. Sie sind in einer lustigen Gesellschaft gewesen, wo man sich so weit vergessen, daß man Lieder gesungen hat, die wider den Geist unserer Staatsverfassung verlauten. Konnte sich ein Mann von Ihrem Stande so weit vergessen, daß er die Gesellschaft vor solchen Vergehungen nicht warnte? Wäre es nicht Ihre Pflicht gewesen, mir von der Sache die nöthige Notiz zukommen zu lassen?" —

St. erwiederte: „ich war in ein interessantes Gespräch mit meinem Nachbar vertieft, und habe nicht einmal bemerkt, was man gesungen hat." —

Für diesmal sey Ihnen diese, sonst unverzeihliche, Nachlässigkeit vergeben; aber nur unter der Bedingung, daß Sie, indem ich Sie als Mitglied der geheimen Polizei einschreibe, künftighin Ihre Schuldigkeit thun, auf alles Verdächtige Acht haben und mir davon schleunige Nachricht geben."

Mit einer stummen Verbeugung empfiehlt sich St. und meldet ihm nach einigen Wochen, daß in dem benachbarten Dorfe mehrere Schüsse gefallen seien. Bongars sendet Gensd'armen dahin und erfährt, daß ein Bauer etlichemal unter die Sperlinge geschossen hat, die seinem Waitzen zugesprochen haben.

Bey dem entlassenen Direktor der indirekten Steuern in Braunschweig fand man etwas englisch Geschriebenes. Man stellte ihn als einen Mann dar, der mit den Engländern in einer unerlaubten Correspondenz stehe. Er wurde durch Bongars eingezogen, und mußte eine ganze Weile das Gefängniß hüten. Er wünschte sein Verbrechen zu wissen; ward aber, ohne eine Anschuldigung zu erfahren, als ein überwiesener Missethäter behandelt. „Darüber gehört Ihnen keine Erklärung," sagte Bongars; „kurz, Sie sind ein gefährlicher Mensch."

Abscheulich und schändlich aber wurde ein im Bü-

reau der Präfectur Angestellter in Hannover behandelt. Ein ihm sonst treu ergebener Jugendfreund wurde zum gewissenlosesten Verräther an ihm. Dieser Wicht hieß Mertens, und war der Sohn eines dortigen Kaufmanns, selbst Commissair bei der Polizei. Der Zufall führte sie nach einer langen Trennung wieder zusammen.

Mertens erfuhr von seinem Freunde, Namens Bertrand, der kein Geheimniß vor ihm hatte, daß er Mitglied des Tugendvereins sei, und nächstens in seine Vaterstadt, Halle, zurückreisen werde, wo er seiner patriotischen Brüder mehrere zu finden hoffe.

Der verworfene Mertens vergaß Pflicht, Ehre und Gewissen, und verrieth seinen Freund als einen gefährlichen Menschen. Dieser ward sofort verhaftet und nach Cassel auf das Kastell gebracht.

Der wirklich gute Bertrand hatte eine alte,

noch lebende Mutter, deren einziger Trost und Freude er war. Sobald diese von der Gefangenschaft ihres Sohnes hörte, nahm sie ihr letztes Geld, um nach Cassel zu reisen und für den Unglücklichen, von dem sie nicht wußte, ob er schuldig oder unschuldig war, eine Fürbitte zu thun. Sie richtete nichts aus.

Mertens ward in Hannover allgemein verachtet, als sein schändliches Verfahren bekannt ward. Um so größer war die Freude des Publicums, als selbst er plötzlich arretirt, und nach der Hauptstadt abgeführt wurde. Zu seiner größten Freude aber redete ihn Bongars, vor dem er erschien, also an: „es dauert mich, daß ich Sie auf einen so beschwerlichen Weg gezogen habe. Ich hielt Sie für schuldig, spreche Sie aber hiermit wieder frei. Indessen können Sie uns hier gute Dienste thun. Sie kennen den, uns durch Ihre Wachsamkeit überlieferten Bertrand; er will sich durchaus zu keinem offenen und genugthuenden Geständnisse bewegen lassen. Sie müssen der guten Sache das

Opfer bringen, daß Sie sich einige Tage in das Kastell einsperren lassen, um ihn auszuforschen!"

Mertens ließ sich dazu bereit finden. Er wurde in ein Stübchen geführt, das durch eine dünne Wand von dem Aufenthaltsorte Bertrands geschieden war; doch dergestalt, daß sich beide sprechen hören, aber nicht sehen konnten. Mertens hatte kaum in seiner Einsperrung Athem geschöpft, als er mit lauter Stimme über die schreiende Ungerechtigkeit seiner Verhaftung zu klagen begann.

„Es ist schrecklich, rief er aus, daß auch ich das Schicksal meines unglücklichen Bertrand theilen muß!" Bertrand erkannte alsobald die Stimme seines Freundes; rief ihm zu; tröstete ihn und ward von ihm getröstet. Mit unbesorgter Treuherzigkeit beantwortete Bertrand jede Frage, die Mertens ihm vorlegte, ohne etwas zu ahnen. Mertens aber nahm Alles, was er hörte, zu Protokolle.

Nach drei Tagen wurde Mertens seiner Haft entlassen, nahm zärtlichen Abschied von Bertrand, welchen, ob er sich auch über die Erlösung seines Freundes freuete, seine fortwährende Gefangenschaft und die tiefe Trauer seiner leidenden Mutter höchst unglücklich machte. Der Verräther übergab der Polizei-Behörde das Protokoll, und erhielt für seine teuflische Bosheit von Bongars die Stelle eines General-Commissairs zu Göttingen.

Der arme Bertrand wurde den 27sten September vorigen Jahrs durch die Kosacken aus dem Gefängnisse erlöst, nachdem ihm das Nachdenken über sein hartes Schicksal und den Schmerz seiner Mutter fast den Verstand geraubt hatte. Als er den Stifter seines Unglücks erfuhr, und sich endlich überzeugte, daß derselbe kein anderer als Mertens gewesen sei, vergoß er einen Strom von Thränen, und brach in die Worte aus: „vergebe dir der Himmel deine Sünde; das hatte ich nicht an dir verdient!“ Mertens schmachtet dage-

gen in einem Gefängnisse in Celle und hat nun Muße genug, sich seiner Würde zu erfreuen.

Seit dieser Zeit wurde überall strenge auf diesen Tugendorden invigilirt. Unter andern gelangten Verfügungen an die Provinzialbehörden, die Präfecten und ihre Untergebenen, auf das genaueste nachzuforschen, ob sich nicht Spuren davon in ihren Distrieten und Cantons vorfänden. Als äußeres Kennzeichen der Ordensbrüder gab man einen starken, unzertrennten Bartwuchs auf und unter dem Kinn an, ohne jedoch die Verfolgten genauer bezeichnen zu können. Augenblicklich wurden auch diese Bärte verboten, und mehrere Personen wurden abermals unschuldig verhaftet, weil ihnen das Verbot der Bärte nicht früh genug zur Kenntniß gekommen war.

Unter andern war die Verfügung in Betreff des Tugendordens auch bei den Unterpräfecten in D. eingegangen. Voll Verwunderung über einen so seltsamen Einfall schrieb der Mann an seine

Oberbehörde zurück: daß es Ordensbrüder, wie die bezeichneten, in seinem Districte unmöglich geben könne. Wohl wahr! Die westphälische Oberherrlichkeit hatte genugsam dafür gesorgt, daß die Tugend, welche den freien Völkern des Alterthums im weitesten Umfange der Bedeutung der Inbegriff ihrer ganzen Würde und Auszeichnung war, durch die entsetzlichsten Proscriptionen aus dem Staate verbannt wurde. Aber im Exile ertheilte die Vorsehung ihren getreuern Anhängern den Ritterschlag, und diese sind es, welche Kopf- und Barthaar ungeschoren lassen, bis das Gelübde, ihrer Schutzgöttin die Freiheit des Vaterlandes wieder zu erobern, gelöset war.

Oft war es Gewandheit und List, wodurch sich Männer, die dreiste Reden geführt hatten, dennoch der Geißel Bongars entzogen. Ein Gastwirth sagte einst in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft, die in seinem Hause versammelt war, als die Stützen von Jerome's wankendem Throne bereits zu wanken anfingen: „nun wird Jerome

wohl die längste Zeit König von Westphalen gewesen seyn." Ein Mitglied der geheimen Polizei berichtete noch an demselben Tage an Bongars, was er gehört hatte. Bongars hielt ihm den Frevel seiner Aeußerung mit dem größesten Unwillen vor und fragte, ob er sich zu derselben bekenne? „Allerdings," antwortete der Gastwirth, und ich nehme keine Sylbe wieder zurück." „So sind Sie reif zum Galgen."

Ohne auf die letzte Drohung zu achten, sagte der Wirth mit ruhiger Fassung: „Dem großen Napoleon ist es ja eine Kleinigkeit, unserm Könige auch die Kaiserwürde zu verleihen, und ich zweifle nicht daran, daß der unübertreffliche Herr es dahin bringen wird. Das wollte ich mit den Worten sagen: nun wird Jerome wohl die längste Zeit König von Westphalen gewesen seyn. Kann ein treuer Unterthan kühner hoffen und redlicher wünschen? Es ist schändlich, daß man mich so mißverstanden hat." Da sich gegen diese Worte nicht viel einwenden ließ, ward er von Bongars

entlassen. „Führen Sie künftig hinnicht Reden, die einer Mißdeutung unterworfen werden können," war der Abschiedsgruß. Der Wirth hörte sie an und ging lächelnd von dannen.

Bongars hat dennoch durch seine Gelderpressungen und Einkerkerungen nicht so viel Unheil angerichtet, als das schnell verbreitete Sittenverderbniß unter ihm dem Dämon des Lasters Opfer brachte. Giebt es eine Gerechtigkeit auf Erden, die den Bösewicht straft, so muß auch er der Geißel der Züchtigung anheim fallen.

Wenn er die Mittel der Sicherung nicht besser zu wählen versteht, als die Polizeibedienten selbst in der gesunkenen Hauptstadt des Königreichs Westphalen von ihren Obern ausersehen waren; so läßt sich beinahe mit Gewißheit annehmen, daß er den Sbirren, welche er oft ohne Umsicht und Menschenkenntniß erwählte, selbst in die Hände fallen werde.

Man denke sich die Unwissenheit eines Secretairs im Paßbureau. Es kommt ein Fremder in Dienstangelegenheiten aus einer kleinen Stadt des Elbdepartements nach Cassel, um sich an dem Orte, von welchem Heil und Unheil in das Land ausging, Fortunens Aegide zu gewinnen. Aus Sparsamkeit (denn wer wirft gern etwas für nichtssagende Papiere hinweg?) hatte sich der Glücksritter, anstatt eines Passes, nur eine Sicherheitskarte für eine Entfernung von höchstens acht Meilen gelöset, und gelangte damit im Paßbureau an.

„Woher?“ fragte der deutsche Secretair, welcher einem, ihm gegenüber sitzenden Franzosen die Pässe zur Unterschrift vorlegte.

„Aus E.“ antwortet der Fremde.

„Wie weit ist das von hier?“

„Beinahe acht Meilen," erwiederte jener mit dreister Stirn.

Der Schreiber unterzeichnete die Charte als Paß, und der Secretair setzte sein Visa darunter, obgleich das Departement der Elbe darauf wohl bemerkt und die Polizei auch in dieser Rücksicht sonst sehr strenge war. Auf eine Sicherheitscharte für den Aufenthalt in Cassel hielt sich der Reisende nun eine lange Weile daselbst auf, ohne den Polizeicommissairs, welche von Zeit zu Zeit die Wirthshäuser durchstöberten, im mindesten verdächtig zu werden.

So gelangte er auch mit dieser Sicherheitscharte für die Stadt Cassel, ohne irgendwo angehalten zu werden, durch Stadt und Dorf, durch Militairwachen und Gensd'armen wieder zur Heimath.

Diese letzteren nämlich, welche dem Staate höchst wichtige Dienste hätten leisten können, wenn

sie dem Charakter ihrer eigentlichen Bestimmung getreu geblieben wären, wachten jetzt nicht mehr über die öffentliche Sicherheit gegen Dieberei, Brand, Mord und Raub; suchten das Publicum nicht mehr gegen Gaunerei und Betrug, gegen gesetzwidrige Mißhandlungen von Seiten des Militairs oder unruhiger Köpfe zu sichern. Ihr Hauptaugenmerk war vielmehr selbst auf Gaunerei, einträgliche Verhaftung, auf das Verderben der Bürger und Bauern gerichtet. Was ihres Amts erste Pflicht war, dafür ward ihnen das Dienstgeld; wie sie als Geschäftsträger der geheimen und öffentlichen Polizei per fas et nefas noch einen Nebensold erschwingen mögten, darüber lauerten sie auf jede, noch so unbedeutende, Regung im Volke, und erniedrigten sich auf diese Weise zu einer eigentlichen Landplage.

Daher denn auch, daß diese Menschen im Allgemeinen eben so verhaßt waren, als Bongars nächste Gehülfen, insbesondere, weil sich es so viele von ihnen, welche die einträglichste Seite

ihres Amts genau kennen gelernt hatten, zur heiligsten Pflicht machten, die schlechtesten und tyrannischen Maaßregeln der Regierung am eifrigsten zu vertheidigen und geltend zu machen.

Wo das westphälische Unwesen noch einige unverschämte Vertheidiger finden mögte, welche, unzufrieden, sich vom Marke der Unterthanen nicht mehr mästen zu können, noch jetzt frech genug sind, das Glück jener Afterregierung im Publico anzupreisen, das ist vielleicht in Cassel.

Noch vor wenigen Wochen hörte ich in Pyrmont einen bemittelten Bürger aus Cassel diese Sprache im Kreise mehrerer seiner Landsleute führen, und insbesondere seine geläufige Zunge über die preußischen Krieger in Bewegung setzen, als welche ohne Verdienst den Ruhm der Sieger über die Franzosen davon getragen; eigentlich aber die durchkreutzten Provinzen nur ausgefressen hätten. Plötzlich erhob sich ein bärtiger Mann in einem

braunen Ueberrocke hinter dem Tische; trat auf den Redner zu und fragte:

„Ist es Ihr Ernst, mein Herr, was Sie so eben über die preußischen Soldaten urtheilten, oder wollen Sie sogleich widerrufen?"

„Mein Urtheil kann ich verantworten," erwiederte der Mann von Cassel; „ich nehme nichts zurück."

„So sollen Sie wenigstens wissen," fuhr jener fort, „daß ich ein preußischer Soldat und durch Ihr Geschwätz beleidigt bin." Hiermit riß er den Ueberrock auf und sein geschwätziger Gegner trat erschrocken einen Schritt zurück, als er das Husarencollet hervorschimmern sah. Jener aber rückte ihm spornstreichs nach.

„Damit Sie wissen," sagte er, „daß man jetzt nicht mehr als ein Schurke auftreten und so

sinnlos raisonniren darf, als Sie, empfangen Sie hiermit eine Warnung von mir.“ Dabey gab er ihm einige entsetzliche Ohrfeigen.

Nun waren die übrigen Herrn von Cassel so naseweis, über den Soldaten herzufallen und ihn zur Rede zu stellen: wie ein preußischer Soldat einem hessischen Unterthanen in Pyrmont eine Maulschelle geben könnte. Dieser antwortete nur, indem er zum Säbel griff. Augenblicklich traten sechs Fußjäger von der Berliner Garde in das Zimmer, und der Spaß endete so, daß eben keiner weiter darin blieb, als sieben preußische Soldaten.

Dies nur zum Beweise, wie sehr Bongars und Consorten das Volk vorzüglich in ihren nächsten Umgebungen für die westphälischen Scandale zu gewinnen und in ihre Netze zu verstricken gewußt haben. Der bessere Mensch fliehe diese Unholde wie die Pest, und die Redlichkeit schwinge

Kolbe und Keule über ihrem Haupte; sie waren mittelbare und unmittelbare Anhänger der geheimen Polizei, und sind noch jetzt ihre Freunde und Vertheidiger.

Vierter Brief.

Mit Recht wundert man sich, daß in denen, von der Hauptstadt entfernteren Provinzen des ehmaligen Königreichs Westphalen, nicht ungleich mehr von den sardanapalischen Ausschweifungen und Orgyen ihres würdigen Regenten, die Rede gewesen ist. — Aber eines Theils waren es nur Eingeweihte, sogenannte roués, die daran Theil nahmen und auch ich selbst würde die genauen Details niemals erfahren haben, wenn sie mir nicht ein junger inkonsequenter Mitgenosse anvertraut hätte. — Und wer hätte sich auch wohl getraut,

davon zu sprechen, noch weniger etwas darüber zu schreiben, da er gewiß überzeugt seyn konnte, in die Klauen der unerbittlichen Inquisition zu fallen, die nicht nur in jeder Stadt, sondern auch in jedem nur etwas beträchtlichen Flecken, ihre Aufpasser und Spione hatte.

Nirgends war jedoch die geheime Polizei strenger verwaltet und genauer organisirt, als im ehemaligen Hessischen und freylich nicht ohne Grund. — Von der Residenz aus verbreiteten sich ihre Ramificationen über das ganze, weder abgetretene, noch eroberte, sondern wirklich gestohlene Land. — Hier saß der gefürchtete Bongars wie eine giftige Spinne mitten in seinem Gewebe und lauerte auf Opfer, die, wenn sie auch nur auf die entfernteste Art seine weitausgespannten Fäden berührten, seine sichre Beute wurden.

Da man nicht einmal das Geheimniß der Briefe respectirte, war es ihm ein leichtes, auch aus Blumen Gift zu saugen.

Ein begüterter Landedelmann fand, als er vom Felde nach Hause kam, mehrere Briefe, die der Postbote des benachbarten Postamts in seiner Abwesenheit abgegeben hatte; unter diesen war einer erbrochen und enthielt unter dem fingirten Namen Felix Querlequitsch, mehrere, aus der Bamberger Zeitung bereits bekannte, nicht zum Vortheil der Franzosen gereichende Neuigkeiten. — Verdrießlich warf er ihn ins Feuer und dachte weiter nicht daran, als 8 Tage nachher Moisez, der Generalcommissair der hohen Polizei im Saaldepartement, begleitet von einem Officier der Gensd'armerie und einigen Gemeinen, in sein Zimmer trat und sich den vor acht Tagen mit der Post erhaltenen Brief ausbat, von dem er die Abschrift bey sich hatte.

Ohne aus seiner Fassung zu kommen, versicherte ihm der Edelmann: „er habe diesen Brief ins Feuer geworfen, wisse auch nicht, wer ihn geschrieben habe.“

„Die Sache wird sich ausweisen, erwiederte Moisez; vorläufig aber erkläre ich Ihnen, daß Sie mein Arrestant sind und mit mir nach Halberstadt kommen müssen, wo Sie das Weitere erfahren werden." —

Hierauf wurde eine genaue Haussuchung vorgenommen, alle Schränke mußten geöffnet werden, und die verruchten Satelliten der Inquisition störten, ohne Scheu, in den Papieren des rechtschaffenen Mannes umher, ohne jedoch das mindeste Verdächtige zu finden. —

Nach der Tafel, zu der er die unangenehmen Gäste zu bitten genöthigt war, ließ er anspannen und fuhr mit ihnen nach Halberstadt.

Beym Einsteigen begleitete ihn seine würdige, in Thränen schwimmende Gemalin bis an den Wagen, was aber die hartherzigen Satelliten der Polizei nicht zugeben wollten. Aber hier entbrannte der, bis jetzt von Schmerz und Gram zurück-

gehaltene Zorn der verehrungswürdigen Frau, die man ohne Schmeichelei die Zierde ihres Geschlechts nennen kann. — „Barbaren!“ rief sie aus, „ich verachte euch und euer elendes Gewerbe, ihr sollt mich wahrhaftig nicht verhindern, auf meinem Eigenthum dem Triebe meines Herzens und meiner Pflicht zu folgen,“ und so geleitete sie fest umschlungen den Heißgeliebten bis an den Wagen. Unaufhaltsam flossen ihre Thränen bey dem traurigen Abschiede und versiegten nicht eher, als bis sie so glücklich war, ihn nach erhaltener Freiheit, selbst aus Cassel, wohin er, wie die Folge zeigen wird, gebracht ward, abzuholen.

In Halberstadt wurde er vor einen französischen General geführt, der nach einer langwierigen Untersuchung ihm andeutete, daß er sich Postpferde bestellen und mit den, ihn begleitenden Gensd'armen nach Cassel fahren müsse.

„Das werde ich nicht thun,“ antwortete der aufgebrachte Edelmann; „will man mich in Cassel

haben, so sehe man zu, wie man mich hinbringt; — ich habe nicht die geringste Lust, eine so unangenehme Reise auf meine Kosten zu machen.“ —

„Nun, so können Sie zu Fuße hingehn.“ —

„Auch das lasse ich mir gefallen; ich habe erst kürzlich einen großen Theil der Schweitz zu Fuße durchwandert und werde also auch wohl nach Cassel gehen können.“ —

Der bestimmte Ton, mit dem er dieses sagte, mochte wohl Ursach seyn, daß er auf Kosten der Regierung nach Cassel ins Castell gebracht wurde, wo er, ohne daß man sich weiter um ihn bekümmerte, vielleicht bis zur Ankunft der braven Kosakken hätte sitzen müssen, wenn nicht die Connexionen eines gewissen benachbarten Gutsbesitzers ihn endlich nach geraumer Zeit befreit hätten.

Ist es nicht unerhört, einen durchaus rechtli-

chen und in der Provinz angesehenen Mann, eines anonymen Briefes wegen, aus dem Zirkel seiner Familie und seinen häuslichen Geschäften zu reißen, und ihn, wie einen Missethäter, ins Gefängniß zu schleppen, wo man ihn, ohne Verhör, bis zur Flucht des Afterkönigs hätte schmachten lassen, wenn nicht ein wackrer Mann seinen Credit bei dieser jämmerlichen Regierung angewandt hätte, ihn seines lästigen und kostspieligen Arrests zu entledigen.

Und die Abscheulichkeiten einer solchen Regierung sollte man nicht aufdecken und beleuchten? Den glücklich erlößten Völkern sollte man nicht den Unterschied zwischen Himmel und Hölle zeigen? Sie nicht die Glückseligkeit fühlen lassen, wieder von ihrem rechtmäßigen, angestammten Fürsten regiert zu werden, nachdem sie Jahre lang dem despotischen Eigenwillen eines schwachköpfigen Abentheurers unterworfen gewesen waren, dessen ewige Angst, vom usurpirten Throne gejagt zu werden,

ihn seine Tyrannei sogar bis auf die Gedanken der Menschen erstrecken ließ?

Und doch giebt es leider! noch viele Verworfene, die den Umsturz dieser Regierung herzlich bedauern. Sie hatten sich an die lockern Sitten der Franzosen gewöhnt, ihre nachgiebige Moral behagte ihnen; man konnte, ohne Talente, durch so mancherlei Schleichwege zu Aemtern gelangen, und wem es endlich gelungen war, den Schatten unter sich zu haben und Geld zu erwerben, er es auch mit der geheimen Polizei nicht verdarb, ja der durfte ohne Scheu sich Handlungen erlauben, die er sonst gewiß nicht ungerügt hätte begehen dürfen.

Ueberhaupt herrschte in der Residenz eine Sittenlosigkeit und vorzüglich ein Egoism sonder gleichen. Rechtliche Leute bewarben sich um die Protection der Kammerdiener und Lakeien der Großen, die in der Regel nicht ohne Einfluß bei ihrer Herrschaft waren, da sie entweder das Amt

der Vertrauten oder Kuppler derselben verwalteten, oder die Liebhaber der Frauen waren. Es entstanden Familiaritäten, die auf eine oder die andere Weise zum Nachtheil der Moralität der Weiber oder Töchter der Schützlinge ausschlugen; aber man achtete es nicht, wenn man nur seinen Zweck erreichte und tröstete sich damit, daß es dem Nachbar eben so ergangen sei.

Bei dem allgemeinen Durst nach Gelde, der von oben herab durch alle Klassen statt fand, läßt sich leicht denken, daß man in der Auswahl der Mittel, dazu zu gelangen, nichts weniger als delicat war.

Welche ungeheure Menge von öffentlichen und heimlichen Gelegenheitmacherinnen gab es in Cassel! die, da sie meistens Mitglieder der geheimen Polizei waren, unter dem unmittelbaren Schutze Bongars und Consorten standen, und also ihr schändliches Gewerbe dreist und ungestraft treiben durften.

Es gab dergleichen schaamlose Weiber, die ein ordentliches Register über die unglücklichen Schlachtopfer der Unzucht hielten, das sie ihren Kunden zur Auswahl vorlegten, in dem Alter, Farbe des Gesichts und der Haare und sonstige Eigenschaften verzeichnet waren. Mehrere der Agenten der geheimen Polizei halfen das Register vermehren.

Das zahllose Heer eingewanderter Franzosen, die der Hunger aus ihrem Vaterlande vertrieben und die ihr Glück in Westphalen zu machen suchten, trug nicht wenig zur Sittenverderbniß des unglücklichen Landes bei, da ihre mitgebrachte Industrie einzig und allein den Luxus und französische Moden und Gebräuche zum Gegenstand hatte.

Einigen war es gelungen, Stellen in den verschiedenen Büreaux der Administration zu erlangen, andre machten ihr Glück im Militair, noch andre schoren und dressirten Hunde, verkauften Schminken und Waschwasser, wuschen und re-

parirten seidene Strümpfe und was dergleichen lose Gewerbe noch mehr waren. Die meisten waren Sbirren der Inquisition. Unter diesen waren die gefährlichsten diejenigen, die ansehnliche Postämter und Inspectionen im Forstwesen bekleideten; durch ihre Gewandheit und abgeschliffenen Sitten kamen sie in nähere Verbindung mit den angesehenern Familien der Städte, die sie bewohnten, wurden in ihre Gesellschaften gezogen; bemeisterten sich ihres Zutrauens und mißbrauchten es zum größten Nachtheil des betrogenen Freundes, der gemeiniglich es sich nicht träumen ließ, daß sein Hausfreund ihn so schändlich hintergangen habe.

Daß die Pariser Polizei mit der Westphälischen in genauer Verbindung stand, ist eine bekannte Sache, aber bemerkenswerth ist es, daß unter den Cassler Polizei-Officianten sich mehrere, von Frankreich besoldete Individuen befanden, die von allen Vorfallenheiten am westphälischen Hofe, nach Paris Bericht erstatten mußten, und

es steht zu vermuthen, daß hierin der Grund der Geringschätzung des Kaisers gegen seinen ganz characterlosen, brüderlichen Proconsul lag.

Schon längst hätte diesen auch das Loos seines Bruders Louis betroffen, wenn er nicht die gewiß schöne westphälische Armee, immer complett und im besten Zustande zu erhalten bemüht gewesen wäre; und auch dieses würde ihm in der Folge nichts geholfen haben, denn es war ausgemacht, daß der chimärische Weltenbezwinger auch diesen Theil Deutschlands in seine nicht zu berechnenden Gränzen gezogen haben würde, wenn ihn die allwaltende Vorsehung nicht durch die Kraft der verbündeten Mächte in seinen, an Wahnsinn gränzenden Projecten, verhindert und ihn vom Gipfel seiner tollkühnen und überspannten Erwartungen so schmählig herabgestürzt hätte.

Es ist ewig Schade, daß bei der ersten Einnahme der General Czernitschef keinen genau in Cassel Bekannten in seinem Gefolge hatte; man

hätte sich leicht der Privatregistraturen eines Bongars und Malchus bemeistern können, die in der Angst ihres Herzens einen großen Theil derselben mitzunehmen, außer Stande waren.

Welche interessanten Beiträge zur Geschichte einer wirklich schändlichen Regierung hätte man nicht gefunden? Schon das General-Verzeichniß aller, in den Provinzen zerstreuten geheimen Agenten der Polizei, wäre von der größten Wichtigkeit gewesen, weil es so manchen Bösewicht entlarvt und den künftigen Autoritäten Mittel und Wege an die Hand gegeben hätte, ganz genau den Gerechten von dem Bösen sichten zu können und bei etwaigen Anstellungen mit gehöriger Vorsicht zu verfahren.

Von den neuen Finanzspeculationen des würdigen Malchus ist, außer der bereits projectirt gewesenen Erhöhung der Grundsteuer und 45 Zulags-Centimen vom Franken, bei sämmtlichen Abgaben, nichts zu unsrer Kunde gelangt; was aber

der wackre Mann noch für Projecte, Geld von dem unglücklichen Lande zu erpressen, in petto zurück behalten hatte, würde man, aus seinem Portefeuille, wenn man dessen hätte habhaft werden können, mit Erstaunen ersehen haben.

Glücklicherweise sind alle diese schändlichen Erpressungen nicht in Erfüllung gegangen und ihre, durch Annihilirung des zusammengestückelten Königreichs erfolgte Aufhebung, ist baarer Gewinn für die unglücklichen Unterthanen, von denen es ohne Schonung, mit der strengsten Execution, würde eingetrieben worden seyn.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, noch eines artigen Finanzkniffs der Gallowestphälischen Administration zu erwähnen.

Um die Elementar-Einnehmer, beim Pressen der armen Steuerpflichtigen, strenger und unbarmherziger zu machen, war ihnen erlaubt, von den Saumseligen, meistens Unvermögenden, einen

sogenannten Mahngroschen einzufordern, der mehrmals wiederholt wurde, und bei irgend einer starken Receptur so viel eintrug, daß die meisten dieser Einnehmer sich sehr wohl dabei befanden.

Da der Steuern und Abgaben so viel und mancherlei waren, die alle separat erhoben wurden, und es, wegen gänzlicher Stockung aller Gewerbe, sehr viel verarmte und zurückgekommene Familien gab, so kann man sich leicht denken, daß diese, durch executive Mittel eingefoderten Mahngroschen, kein unbeträchtliches Einkommen für die Einnehmer ausmachte.

Es war ein ächtes Zeichen der jammervollen Welt, in der wir lebten, daß bei allen diesen Gräueln, bei der alle politische und moralische Freiheit tödtenden Polizei, bei dem gänzlichen Verfall alles Handels und Erwerbs, es dennoch Männer gab, die in Journalen und andern Schriften, das so unglückliche Westphalen zu einem andern

Eldorado emporhoben, die weise und våterliche Regierung desselben, in den pomphaftesten Ausdrücken lobpreißten und dem erbärmlichen Machthaber zu der, ihm in so jungen Jahren beiwohnenden Weisheit Salomonis, Nestors Jahre inbrünstig vom Himmel erflehten.

Die Nachwelt wird es nicht glauben, daß deutsche Männer, Männer, denen die Zeitgenossen in Rücksicht ihrer Talente und Gelehrsamkeit Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen, sich zu solchen niederträchtigen Speichelleckereien herabgewürdigt haben. Ich wiederhole es: man würde es nicht glauben, wenn eben diese Männer nicht inconsequent genug gewesen wären, es mit ihres Namens Unterschrift zu beurkunden und sich dadurch ein ewiges Denkmal verworfener Erniedrigung und Schändung des deutschen Namens gestiftet hätten.

Ob übrigens sie und ihre Verleger ihre Rech-

nung dabey gefunden haben, ist die Frage. — Wer es nicht Schimpfs halber kaufen oder sich darauf abonniren mußte, nahm sich wohl in Acht, für solche Scharteken Geld auszugeben, deren ephemäre Existenz vorauszusehen war.

Eben so verhielt es sich mit dem schändlichsten aller Lügenblätter, mit dem Moniteur, der auf einer Seite deutsch, auf der andern französisch erschien, und von der Regierung als das einzige officielle Blatt angekündigt war.

Unverschämter, absurder und lügenhafter, als dieser Moniteur, ist schwerlich etwas seit Erfindung der Buchdruckerkunst, gedruckt worden; die bis zum Unsinn gesteigerte Vergötterung des gebietenden Bruders, erregte selbst bey den enthusiastischen Anhängern und Verehrern desselben Widerwillen und Ekel; das unaufhörliche pöbelhafte Schimpfen auf England, revoltirte alle Menschen, die gänzliche Entstellung aller Wahrheit verwirrte

alle Begriffe und die, alle Glaubwürdigkeit übersteigenden Siege der Franzosen, wurden mit so hochtrabenden Phrasen und so lächerlicher Angabe von Verlust, angekündigt, daß auch das Wahre keinen Glauben mehr fand; die Armeen der allirten Mächte wurden nicht geschlagen, sondern gänzlich vernichtet und außer Stand gesetzt, wieder im Felde zu erscheinen.

Die Folge davon war, daß es sehr wenig und nur gezwungener Weise in Umlauf kam und daß man Alles wagte und keine Kosten scheute, sich fremde Zeitungen zu verschaffen.

Was aus dieser, allen Gemeingeist zu Boden drückenden Preß- und Rede-Tyranney mit der Zeit geworden wäre, und worauf sie hinzielte, war leicht vorher zu sehn. — Man wollte alle politische und nationale Verhältnisse der unterjochten Völker gänzlich vernichten, um sie mit desto

leichterer Mühe und ohne Aufstand zu erregen, an den sclavischen Despotism der französischen Regierung zu gewöhnen.

Fünfter Brief.

Wehe dem Lande, dessen Regent zu schwach ist, das Ruder des Staats selbst zu halten und weise zu lenken. Bey einem rechtmäßigen Oberhaupte eines Volks wird das selbstsüchtige Streben nicht leicht das Pflichtgefühl gänzlich unterdrücken; das Ehrgefühl bewegt ein solches, das allgemeine Beste wenigstens zu wollen. Ein edler Regent macht die Angelegenheiten des Volks zu seinen eigenen. — Er leidet und freuet sich mit den Unterthanen. — Sich geliebt und geachtet zu se-

hen; wohlzuthun und glücklich zu machen; jedem sein Recht wiederfahren zu lassen, das ist das herrliche Ziel seines Strebens. Er selbst ist das Muster wahrer Tugend, und wird auch dadurch ein Seegen für sein Volk.

Darum habe ich Ihrem Könige oft recht langes Leben gewünscht. Er ist gleichsam das Licht, welches die himmlische Liebe und Gerechtigkeit auf Erden angezündet hat, um Tausenden und Millionen seinen königlichen Edelmuth, seine Religiosität, seinen Biedersinn in die Seele zu leuchten. Wie erbärmlich stand ihm Jerome als König zur Seite, nicht würdig, einem Friedrich Wilhelm die Schuhriemen aufzulösen. Und dennoch konnte dieser Elende in Göttingen sagen: „ich werde den König von Preußen, der mir den Krieg angekündigt hat, zu vertreiben wissen."

Glücklich ist das Land, welches von einem gerechten Fürsten nach weisen Grundsätzen regiert wird. Die Tyrannei der Ministerien ist das Ver-

derben des Staats. Was der Eine erbaut, wird von dem Andern zerstört. Untereinander führen die Staatsdiener in solchen Staaten auf Unkosten des Unterthanen Kriege gegen einander. Leidenschaften verblenden sie; daher übersehen sie das wahre Beste des Staats. Jeder will über den andern siegen. Eifersucht und Ehrgeitz feinden sich wechselseitig an. Wo aber ein tüchtiger Fürst herrscht, da werden streitende Glieder vereint und müssen sich, wenn auch wider ihren Willen, in eine, für das Ganze erspriesliche, Ordnung fügen.

Jerome bekümmerte sich um das, für ihn so lästige Regierungsgeschäft, wovon er eigentlich auch keinen Begriff hatte, und wozu er vor allen Zerstreuungen gar nicht kommen konnte, durchaus nicht. Jeder Vergnügungsort war ihm ein wohlbekanntes Tempe; die meisten übrigen Ortschaften des Landes waren ihm böhmische Dörfer. Er dankte Gott, daß er Männer fand, die ihm die Mühe ersparten, Selbstherrscher zu sein. Ueber-

dies wurde er auch in dem trügerischen Wahne erhalten, daß ihn seine Unterthanen liebten und achteten. Ein ehernes Bollwerk umgab ihn, durch welches die Stimme der Wahrheit, aus der Nähe oder aus der Ferne, nie zu ihm gelangen konnte. Der Spielraum seiner Minister war also sehr groß, und sie thaten ungestört, was ihnen gut dünkte. Was er nicht wissen sollte, erfuhr er auch nicht, und was man ihn wissen lassen mußte, suchte man, wenn es bitter war, so zu überzuckern, daß es den eigenthümlichen Geschmack völlig verlor. Sie wissen es ja aus einem frühern Briefe schon, daß er froh war, wenn er die Arbeit der Unterschriften vollendet hatte und daß er sich selbst nicht einmal um den Inhalt der Decrete bekümmerte. Von Seiten des Königs hatten also die Minister gar keinen Widerspruch zu befürchten, und konnten nach Willkühr schalten.

Und doch mußten diese Gewaltigen demüthig den stolzen Nacken vor den königlichen Beischläferinnen beugen. — Wer von ihnen hätte es

wagen mögen, diesen allmächtigen Lieblingen des Königs etwas abzuschlagen, denen es ein Leichtes war, in süßen Stunden aus dem wollüstigen Jerome zu machen, was sie wollten, weil er unvermögend war, den Geliebten etwas abzuschlagen! Um nun die königliche Gnade, oder vielmehr um den ehrenvollen, einträglichen Posten nicht zu verlieren, mußte man schon der weiblichen Laune huldigen.

Die Herrn Minister und Räthe spielten selbst nur, mit wenigen Ausnahmen, in so fern aus einer Karte, als einer dem andern auf mancherlei Weise verpflichtet war und, ohne großen Nachtheil zu fürchten, ihm nicht zuwider handeln durfte. Ein jeder hatte von dem andern ein geheimes Sündenregister in Händen, welches er in kritischen Fällen, wenn es jenem je einfiele, eigenmächtig handeln, oder etwas thun zu wollen, wozu der andere sein Fiat nicht gegeben hatte, als Schreckpulver benutzte. Es war ein Bund, dessen Einstimmigkeit sich auf Vergehungen und schlechte Streiche

gründete. Der leiseste Wunsch des einen Ministers war, wenn er zur Kenntniß des andern kam, für denselben ein Befehl, dem er sich nicht zu widersetzen wagte. Die Freiheit, das Schlechte zu verwerfen und das Bessere zu wählen, hörte hier durchaus auf. Wäre der eine, selbst aus gerechten Gründen, gegen den andern weniger nachsichtig gewesen; so mußte er dasselbe von ihm in dem nächsten Augenblicke erwarten; man hielt es also für besser, nachzugeben und zu dem bösen Spiele gute Miene zu machen. Uebrigens hegten diese Herren innerlich Feindschaft, Widerwillen, Eifersucht und bittern Haß gegen einander; aber sie wußten diese rauhe Seite ihres Herzens zu verbergen und gingen äußerlich schonend, freundlich, gütig und höflich mit einander um, so daß es ein Fest war, sie in Gesellschaft bey einander zu sehen.

Wo solche Bande die streitenden Gemüther zu einem Ganzen vereinten, da ward es Jedem leicht, die Erfüllung seiner Wünsche zu erschleichen,

wenn er nur einen Minister auf seiner Seite hatte. War ihm aber auch nur ein Minister entgegen, so ging sein Gesuch nicht durch und wenn es noch so gerecht gewesen wäre. Beyspiele mögen hier zur Erläuterung dienen.

Als das Churfürstenthum Hannover mit dem Königreiche Westphalen verbunden wurde, reiste ein talentvoller und geschickter Rechtsgelehrter nach Cassel, um bey dem Justizminister die Stelle eines Notars nachzusuchen. Mit der kurzen, entscheidenden Antwort, daß er die Stelle nicht erhalten könne, wurde er entlassen. Er ging zu dem Minister des Innern, und bat um das Amt eines Cantonmaires, aber auch hier fand er kein Gehör. Noch hatte er ein Empfehlungsschreiben an den Minister in der Tasche, von dem er aber nur im höchsten Nothfalle Gebrauch zu machen gedachte. Er hatte mit dem mächtigen Manne studirt; sie waren sogar Brüder gewesen, und jener fürchtete, durch seine Erscheinung keinen günstigen Eindruck auf den Minister zu machen, weil

er ihn in seiner jetzigen Größe unangenehm an seine ehmalige Niedrigkeit zu erinnern meinte.

Aengstlich trat er in das Haus des Ministers. Er klopfte leise an eine Stubenthür und ein lautes: Herein! scholl ihm entgegen. Er glaubte seinen alten Freund selbst zu sehen, und als er ihn nicht fand, fragte er den Mann, der sich auf dem Lehnstuhl, gleich einem vornehmen Herrn, hinstreckte: mit wem er die Ehre habe, zu reden?

Unbeweglich erwiederte ihm der Unbekannte: „ich bin der Kammerdiener Sr. Excellenz.“ —

„Sein Sie doch so gefällig, und melden Sie mich bey Sr. Excellenz.“

„Der Herr Minister ist ausgefahren.“

Der Rechtsgelehrte zog sein Empfehlungsschreiben aus der Tasche, übergab es dem Kammerdiener, mit der Bitte, es dem Herrn Minister

bey seiner Wiederkehr sogleich zu überreichen und fragte: um welche Zeit er die Antwort abholen könne?

„Kommen Sie Morgen um zwölf Uhr wieder," war der Bescheid des Dieners.

Kaum aber hatte der Rechtsgelehrte eine ferne Straßenecke erreicht, als der Kammerdiener ihm keuchend nachgelaufen kam, und mit höflicher Miene ihm den Bescheid brachte: „Ihre Excellenz sind nicht, wie ich glaubte, ausgefahren; ich überreichte Denselben Ihren Brief und Sie wünschen, Sie selbst zu sprechen."

Der Mann kehrte um und wurde in das Kabinet des Ministers geführt. Er verbeugte sich tief, und bat in den devotesten Ausdrücken um eine Anstellung.

Zur Ehre des Ministers sei es gesagt, daß er seinen alten Freund brüderlich anredete. „Bist

Du ein Narr," fiel er ein, „daß Du solche Complimente mit mir machst? Glaubst Du, daß mich das Glück stolz gemacht hat, und daß ich meine alten Freunde nicht mehr kenne? Setze Dich zu mir nieder. Es soll mir Freude machen, Deine Wünsche zu erfüllen."

Der Rechtsgelehrte war betroffen und von der Güte des Ministers lebhaft gerührt.

Als sie bey einer Flasche Wein sich wechselseitig an die Vergangenheit erinnert und manches Wort in Beziehung auf frühere Zeiten gesprochen hatten, entfernte sich der Minister.

„Meine Pflicht," sprach er, „ruft mich ab; allein Du kommst heute Abend wieder zu mir, und findest Du in Cassel keinen bessern Wirth, so steht Dir mein Haus während Deines Aufenthalts hieselbst offen. Nur sage mir, was betrift denn Dein Gesuch?" —

„Ich wünschte Notar, oder Cantonmaire zu werden.“ —

„Das ist nichts für Dich. Du sollst Unterpräfekt werden.“ — Hierauf schrieb er einige Zeilen an den Minister des Innern, und überreichte sie seinem Freunde mit den Worten: „ich hoffe, daß dieses Schwert den Knoten lösen wird.“ Nach Verlauf von drey Tagen verließ der Rechtsgelehrte Cassel, und war bestallter Unterpräfekt in C...

Es wird Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein, wenn ich Sie mit dem, was ich von den verschiedenen Ministern Persönliches weiß, bekannt mache. Es soll mir zu den schattenreichen Gemälden der Finanzminister Malchus zuerst sitzen.

Carl August Malchus

war der Sohn eines wohlbemittelten Hofschneiders, hernach Garderobemeisters bey dem verstorbenen Herzoge von Zweibrücken, und wurde 1769 zu

Zweibrücken geboren. Da er Anlagen und einigen Sinn für die Wissenschaften zeigte, bestimmte ihn sein Vater für die Studien. Daß er selbst das Schneiderhandwerk erlernt und getrieben habe, ist ein Irrthum. Er bezog nach den Schuljahren, in welchen er mehr den Verstand als das Herz gebildet hatte, die Universität Göttingen, und widmete sich der Jurisprudenz.

Der edle Graf von Westphalen, dessen Vater Oberstallmeister in Diensten des damaligen Fürstbischofs von Hildesheim war, erhielt im Jahr 1790 die Stelle eines Ministers bey dem damaligen Churfürsten von Mainz. Er bedurfte eines geschickten Secretairs, und schrieb deshalb an einen Freund nach Göttingen. Malchus wurde ihm empfohlen und trat bald nachher diese Stelle wirklich an.

Der Graf von Westphalen war mit seiner Wahl sehr zufrieden, und fand in Malchus einen nicht ungeschickten und thätigen jungen Mann,

der viel gesunde Vernunft, Gewandheit und Schlauheit verrieth. Er zeigte einen hellsehenden Ueberblick im Geschäftsgange. Diese Eigenschaften wußte sein Prinzipal zu schätzen und belohnte sie reichlich.

Das Studium der juristischen Wissenschaften ließ Malchus liegen, und legte sich mit allem Fleiß auf das diplomatische Fach. Er glaubte, daß ihn dieses dem Ziele seiner stolzen Wünsche rascher entgegenführen würde, das er sich schon damals gesetzt hatte. Schon in dieser Periode sagte er, wenn von seiner Beförderung die Rede war: ich habe es auf den Minister gepackt. Wie mag ihm jetzt wohl zu Muthe sein, wenn er daran denkt?

Sein höfisches, freundlich zuvorkommendes Wesen erwarb ihm die Liebe seines Herrn im höchsten Grade, und er wurde ihm unentbehrlich.

Der jetzige Fürst von Metternich Winnenburg

und Beilstein erhielt in Brabant die Stelle eines östetreichischen Ministers und in seine Stelle trat, in dem niederrheinisch-westphälischen Kreise, bey den Churhöfen Trier und Cölln, der Graf von Westphalen. Hier fand Malchus Gelegenheit, seine Talente und Kenntnisse als Gesandtschaftssecretair zu entwickeln und zu vervollkommnen.

Aber schon im Jahr 1793 wurden die Länder, die in den Gesandtschaftsbezirken des Grafen von Westphalen lagen, durch die Franzosen schrecklich heimgesucht, und er reiste im Jahre 1794 nach Hildesheim zurück, wohin ihn Malchus auch begleitete. Jetzt war er nur Privatsecretair des Grafen.

Der Graf vertrauete ihm das Rechnungswesen seiner sämmtlichen, großen Güter an, und er verwaltete es mit vieler Genauigkeit. Jedoch trat hier die Bosheit seines rohen Herzens schon öfter hervor. Seine Untergebenen behandelte er mit heimtückischer Härte, und ward daher allge-

mein von ihnen gehaßt. Als dies zur Wissenschaft des Grafen kam, und dieser ihn deshalb warnend zur Rede stellte, wußte er diesen mit den unwiderleglichsten Entschuldigungsgründen zu beschwichtigen und sagte wohl: „die Menschen können Gerechtigkeit und Ordnung, die ich zu handhaben mich, aus Liebe zu dem Interesse meines Herrn, verpflichtet fühle, nicht ertragen. Liebte ich Sie, Herr Graf, und meine Ehre weniger; es sollte mir leicht werden, mir alle die zu befreunden, die sich als Feinde über meine Härte beklagen."

Gegen die, welche er fürchten mußte, oder von welchen er Vortheile und Fürsprache hoffte, bewies er eine fast kriechende Artigkeit und wußte Alles in Bewegung zu setzen, um ihre Achtung und Zuneigung zu gewinnen. Jedes Mittel, das zu diesem Ziele führte, war ihm erlaubt. Er spielte Intriguen und Cabalen, und wußte dabei immer das Ansehen eines redlichen, gutmeinenden Menschen zu behaupten.

Lange ertrug Malchus die Demüthigung nicht, daß er nur Privatsecretair eines Grafen war. Seine Lage schien ihm ein verhaßter Stillstand des Strebens nach höhern Dingen zu sein. Er suchte eine Anstellung bey der Hildesheimischen Regierung, und um seinen Zweck desto weniger zu verfehlen, verließ er seine Einsamkeit und suchte sich den angesehensten und wichtigsten Personen seiner Umgebungen zu nähern.

Der Domsecretair trieb, ausser seinen Dienstgeschäften, auch Handel. Malchus wußte sich in dessen Hause beliebt zu machen, und knüpfte ein Liebesverständniß mit der Schwester desselben an. Der schlaue Mann wußte den Domsecretair unter mancherlei Vorspiegelungen dahin zu vermögen, daß er unter der Bedingung seine Stelle niederzulegen beschloß, daß Malchus sein Nachfolger würde. Letzterer trat in seine Stelle und heirathete seine Schwester.

Er stand nun in Diensten des Domkapitels

und der Landstände und war zugleich Hofgerichtsassessor.

Im Jahre 1802 wurde das Stift Hildesheim von dem Könige von Preußen in Besitz genommen. Malchus erklärte: er mögte lieber preußischer Kriegsrath werden, als Hildesheimischer Hofrath bleiben. Er war der Erste, der, in der Hoffnung eines reichen Gewinns, die Geheimnisse der bischöflichen Regierung und der hildesheimischen Klöster an die preußischen Commissarien verrieth. Er gab die genaueste Auskunft über das Vermögen der geistlichen Corporationen, der Klöster, der Schätze, Kapitalien, landesherrlichen Gerechtsame, über den Contributionsfuß u. s. w. Man brauchte ihn hinterher auch zum Aufheben der Klöster, wobei er sich als ein wahrer Verräther brandmarkte. Seine Person sicherte er durch Husaren, welche ihn auf seinen Geschäftsreisen begleiteten, vor Mißhandlungen. Jede Gelegenheit, um seine Börse zu füllen, wozu Freund und Feind beytragen mußte, wurde schlau benutzt.

Durch seine Verrätherei, durch sein geschmeidiges, höfisches Wesen erschlich er sich, weil man ihm verpflichtet zu seyn glaubte, die Stelle eines Krieges- und Domainenrathes in Halberstadt. Da der edle König von Preußen bey der Occupation des Stiftes Hildesheim den Befehl ertheilt hatte, daß jeder seine Emolumente und seinen Gehalt unter der neuen Regierung unverkürzt behalten solle; so behielt Malchus einen Gehalt von 2500 Thalern, welchen er auch als Kriegsrath bezog. Er galt auf diesem Posten für einen erfahrnen, geschickten und einsichtsvollen Arbeiter. Liebe und Vertrauen konnte er nicht gewinnen, denn sein Wesen war zurückstoßend, kalt und herrisch. Er schien sich auch in seiner Lage nicht eigentlich zu gefallen, da die Aussichten, schnell zu höhern Würden zu gelangen und eigenmächtig schalten zu können, verschwanden.

Als die schreckliche Umwälzung der Dinge (1806) vor sich ging, worüber die Patrioten tief seufzten, konnte Malchus seine Freude kaum ver-

bergen: denn er wußte am sichersten zu gewinnen, wo Tausende verloren. Ihm galt es gleichviel, ob er Diener eines edlen Königs von Preußen oder eines Schattenkönigs von Westphalen war, dem es an jeder Kraft gebrach, Gutes zu wollen und zu thun. Er wußte sich bald mit den Franzosen zu verständigen; leistete ihnen allen nur möglichen Vorschub; trat mit ihnen in die engste Verbindung, spielte mit ihnen aus einer Karte, und gewann ihr ganzes Vertrauen.

Da er eine nicht gemeine Fertigkeit in der französischen Sprache besaß, so wurde er zu den Verhandlungen gebraucht, welche die Kammer mit den französischen Räubern, Bisson, Rivaud und Daru in Braunschweig unterhielt. Er zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie früher in Hildesheim, wiederum als einen Feind und Verräther des Vaterlandes. Seinem Landesherrn und der preußischen Regierungsverfassung sprach er Hohn. Was er dem Lande, zum Besten der Feinde, Böses zufügen

konnte, das unterließ er nicht. Daru, der in ihm einen würdigen Diener fand, empfahl ihn bei der neuen Regierung in Cassel ganz besonders. Er wurde Staatsrath, dann General = Direktor der direkten Steuern und Baron.

Sein einziges Streben ging jetzt dahin, alle seine Umgebungen zu verdunkeln, um in einem desto hellern Glanze dazustehn. Er wurde dem Exkönige insbesondere empfohlen und als ihn dieser sich näher zog, fand er in ihm einen Mann, wie er ihn sich wünschte. Mit sclavischer Unterwürfigkeit und einer grenzenlosen Ergebenheit huldigte er allen Launen Jerome's, und wußte sich so in seiner Gunst festzusetzen. Er wurde, nachdem die Scheelsucht den edlen Minister von Bülow verdrängt hatte, Finanzminister.

Mit unbeschreiblicher Härte brandschatzte er nun das Land. Er händigte dem Könige die nöthigen Summen für alle seine Verschwendungen aus, und preßte den Unterthanen den letzten Hel=

ler ab. Aber auch seine Casse wurde dabei sehr reichlich bedacht. Er ordnete die Grundsteuern, Einkommens-, Etapen-, Departementsabgaben u. s. w. an. Die Begüterten wurden durch willige und gezwungene Anleihe langsam ausgesogen, und den dürftigen Taglöhnern stahl man das Brod. Wem es an Mitteln zur Zahlung gebrach, dem wurde das Bette, auf dem er seine Sorgen zu verschlafen gedachte, genommen. Um die Summen herbeizuschaffen, die im Strudel des üppigsten Hoflebens untergingen, verläugnete Malchus Recht und Billigkeit. Er war ein Grausamer, der alle Menschlichkeit abgeschworen hatte. Kein Mitleid und Erbarmen kannte seine Seele. Man fluchte ihm; allein er achtete alle Verwünschungen nicht. Dem Könige spiegelte er den Reichthum des Landes als eine unerschöpfliche Fundgrube vor und täuschte ihn durch die abscheulichsten Lügen, daß er die Liebe und Achtung seiner Unterthanen im höchsten Grade besitze.

Als die Geldquelle des Landes zu versiegen begann, nahm das Verschleudern der Krongüter seinen Anfang. Ein Privatmann konnte sie nach ihrem wahren Werthe nicht bezahlen; Malchus gab sie daher um ein Spottgeld hin. Wer ihn gehörig bedachte, der kaufte mit unendlichem Gewinne. Ein Oeconom bot für eine Domaine, die im Saaldepartement lag, 36000 Thaler. Nach einer richtigen Schätzung durfte sie unter 100,000 Thaler gar nicht veräußert werden. Aber dieser Oeconom erhielt sie auch nicht. Nach einigen Monaten erstand sie ein anderer für 23000 Thaler, welcher sich nach Kassel begab, und 1000 Stück Friedrichsd'or einer Privatkasse opferte.

Als die Staatsschulden zu groß wurden, suchte man sich von der Verbindlichkeit, sie nebst den Zinsen an die Unterthanen zu bezahlen, auf eine greuelvolle Weise loszumachen. Der größeste Theil davon wurde gestrichen. So beraubte man mit frecher Stirn die Unterthanen ihres Eigenthums und betrog sie um ihre Haabe.

Alle Staatsschulden zu tilgen, indem man sie für nichtig erklärte; durch neue Anleihen das Land gänzlich zu erschöpfen; alle Gemeinde- und Kirchengüter zu verkaufen; dazu hatte Malchus die Decrete bereits ausgefertigt, als die Kosacken den Bubenstreichen noch zur rechten Zeit ein Ende machten.

Was aber alle diese hintertriebenen Verfügungen noch weiter hinter sich läßt, ist ein Plan des Finanzministers, welcher den Abscheu jedes Rechtlichen verdient. Man will Beweise in Händen haben, daß der Verkauf sämmtlicher Kirchen und Schulen im Königreiche beschlossen worden sey. Die Prediger, eine Classe von Staatsdienern, welche den größesten Zorn der Regierung auf sich geladen hatten, weil sie früher im Genusse einiger Vorrechte gewesen, und zum Theil recht gut besoldet worden waren, sollten ihres Gehalts gänzlich beraubt, und auf Kosten ihrer Gemeinden erhalten werden. Wozu konnten überhaupt solche Männer einem Staate dienen, in welchem die

Austilgung ächt religiöser Gesinnungen erster Grundsatz war? War ihnen doch ohnehin meistentheils der Geist des ächten Westphalismus gänzlich fremd geblieben!

Man hegte vielleicht das Zutrauen zu den Gemeinden, daß sie mit den Gesinnungen ihrer Regierung vertraut genug sein, und die Herrn Pastoren wohl gar ganz aus dem Spiele lassen mögten.

Wahrlich auch kein kleiner Dienst, welcher den Gemeinden erwiesen ward, ihre Kirchen öffentlich, vornehmlich aber an Juden, zu veräussern, von welchen die Bigotten, welche das Licht der Aufklärung noch nicht erleuchtet hatte, sie gegen einen jährlichen Miethszins wieder pachten sollten.

Wer erkennt nicht auch hierin den Meister aller Finanzverwaltung, den edeln Grafen von Marienrode?

Sogar Armen- und Waisenhäuser verschonte Malchus nicht; auch sie wurden gezwungen, von ihren stehenden Capitalien zur Anleihe zu geben, und so verloren sie die Mittel, die Armen und Waisen unterhalten zu können. Dem Jenaischen Fräuleinstifte in Halle entriß er die Grundstücke und die baaren Capitalien und nahm ihm eine Summe von 60,000 Thalern in preußischen Seehandlungsscheinen und westphälischen Bons.

Auch an seinem ehemaligen Wohlthäter, dem Grafen von Westphalen, wurde er zum schändlichsten Verräther. Zwei Söhne desselben, Rudolph und Joseph, waren in fremde Dienste getreten. Er allein war der Verfasser des schmählichen Decrets, in welchem die beiden jungen Grafen für Landesverräther erklärt wurden. Dem Vater wurde von ihm angedrohet, daß er für allen Schaden und Nachtheil haften müsse, den seine Söhne anrichten würden. Der alte Graf wurde zu einer Strafsumme von 50,000 Francs verurtheilt, und Malchus drohete, im Fall sie nicht sogleich erlegt

würden, Beschlag auf seine Güter zu legen. Ein solches Verfahren war selbst dem Code Napoleon entgegen. Als man dem Malchus dies zu bedenken gab, sagte er im herrischen Tone: — „juristisch betrachtet, mag die Maaßregel unrecht sein; aber in politischer Hinsicht ist sie recht.“ Was hatte nun dieser Mann für eine Politik! So wurde er an dem Grafen von Westphalen, an dem Fürstbischofe von Hildesheim, an dem Könige von Preußen zum Verräther, und hätte ihn Napoleon in seine Dienste genommen, er wäre es auch an Jerome geworden.

Der König belohnte seine Verdienste, indem er ihm das hannöverische, sehr einträgliche Kloster Marienrode schenkte, und ihm zugleich den Titel eines Grafen von Marienrode verlieh. Doch war diese Herrlichkeit nicht von langer Dauer. Als die Kosacken sich Cassel näherten, raffte er seine Kostbarkeiten und Schätze zusammen und entrann mit ihnen auf das jenseitige Rheinufer. Von der höhern Gerechtigkeit, welche in diesen Tagen

so manches Laster und so viele Schandthaten bestraft hat, läßt es sich wohl mit Gewißheit erwarten, daß dieser Mensch den Züchtigungen des Himmels nicht entgehen werde. Aber woher sollen die Leidenden, welche er ins Unglück gestürzt, arm gemacht und zur Verzweiflung gebracht hat, Ersatz nehmen? Würde er je den deutschen Boden wieder betreten, willig würde der erste Deutsche, der ihn erkennte, an ihm die Rache vollstrecken. Ewigen Schimpf und Hohn einem König, der einem Malchus das Amt eines Finanzministers anvertrauen, und seine Maaßregeln so lange gut heißen konnte.!

Zum Schlusse dieses Briefs erlauben Sie mir noch einige Worte über die Verhältnisse dieses gewissenlosen, entarteten und pflichtvergessenen Sünders.

Durch sein Betragen hatte sich Malchus allgemeine Verachtung und den bittersten Haß des Volks zugezogen. Nur die Furcht band Zungen

und Hände, daß sie ihm nicht öffentlich das Urtheil sprachen und die verdiente Strafe an ihm vollzogen. Er nahm auf die Noth und Klagen, die Leiden und Bedrängnisse, welche von ihm ausgiengen, gar keine Rücksicht, und opferte Alles auf, um sich in der Gunst Jerome's zu erhalten. Er war der stolzeste, eigennützigste Mensch, und achtete im rastlosen Verfolgen seiner Entwürfe weder die Gebote des Himmels, noch das Gesetz der Erde.

Er besaß die Kunst der Verstellung in einem hohen Grade, und war ein vollkommener Betrüger. Er schmeichelte denen, auf deren Schultern er sich zu erheben gedachte; und spottete ihrer, sobald er seinen Zweck erreichte. In ihm wohnte die undankbarste, verschmitzteste Seele. Das Urtheil der Menge war ihm gleichgültig. Geliebt konnte er nicht sein, das sagte ihm sein eigenes Gewissen; also machte er sich furchtbar. Er heuchelte Liebe zu seinem Gebieter und bewies gegen den Unterthanen Kälte und schnöde Verach-

tung. Die achtungswerthesten Männer hat er gekränkt, beleidigt und von sich gestoßen. Heute war er Freund und morgen Feind.

Sechster Brief.

So viel geht aus allen Handlungen des Finanzministers Malchus, des einst so hochgepriesenen Grafen von Marienrode, oder, wie ihn das Publikum scherzweise nennt, von Mariengroschen, hervor, daß er ein höchst gewissenloser Mensch war.

Er war es insbesondere, welcher den Sturz des Ministers von B.... vorbereitete und betrieb, um in seinen Posten einzurücken. Die französische Parthei in Cassel schmeichelte sich mit der fro-

hen Hoffnung, daß einer aus ihrer Mitte die erledigte Ministerstelle erhalten werde; aber sie betrog sich. Malchus hatte durch allerlei Vorspiegelungen, besonders die, daß er dem Schatze und der Chatulle des Königs reichliche Nahrung verhieß, den Jerome auf seine Seite zu bringen gewußt.

Als Malchus seinen neuen, sehr einträglichen Posten angetreten hatte, wurde ihm das Locale der großen Schule in Cassel zur Wohnung angewiesen. Die Pracht, welche in seinem Hause herrschte, verdient einige Erwähnung. Der Garten wurde, mit unsäglichen Kosten, in einen herrlichen Park verwandelt. Beliebte es dem Herrn, so hatte zur Sommerzeit, wenn das Frühstück im Garten eingenommen ward, etwa ein Generalinspekteur der Forsten oder ein Generalsekretair die Aufwartung. Es wurden dazu Gäste geladen und die üppigste Verschwendung feierte hier ihre Feste.

Einst zeigte sich Malchus in einer Gestalt, die seinem Charakter und seinem Wirken ganz vor-

züglich angemessen war. Auf einer Maskerade nämlich erschien er als ein Fuchs, in aufrechter Stellung. Auf dem Rücken trug er einen Korb mit Hühnern und Gänsen. Die Erscheinung einer solchen Figur machte Aufsehn und erregte Lachen. Man errieth endlich den Mann, der unter der Maske verborgen war. Diesmal ward er selbst zum Verräther an seiner Schlauheit und List. Schade, daß man nicht auch vor ihm, wie vor dem Raubthiere, welches er vorstellte, sein Eigenthum in Sicherheit bringen konnte. Er plünderte Haus und Hof bey Tage, ohne Hund und Eisen fürchten zu dürfen; wenn ihm die Weintrauben etwa zu hoch hingen, so setzte er eine Leiter an.

Da er durch die Fuchshaut, in welche er sich eingehüllt hatte, nicht deutlich sehen konnte, so ließ er sich von seiner Frau am Arme leiten. Diese war als Bäuerin verkleidet, und trug Eier in einem Handkorbe. Man war artig genug, seiner Erfindung Lobsprüche zu machen, und Wolfrath

drückte ihm freundlich die Pfoten, mit denen er die Taschen der Unterthanen so treflich auszuleeren verstand.

Als der Verkauf aller Domainen und Klöster, die Einziehung der Staatscapitalien dennoch nicht hinreichte, um alle die grenzenlosen Ausgaben zu bestreiten, wollte Malchus noch eben zu der verderblichsten Einführung des Papiergeldes schreiten, die jedoch zum Heile des Landes nicht in Erfüllung gegangen ist. Wörtlich theile ich Ihnen den Bericht des Ministers mit, der diesen Plan begleitete. Sie werden staunen und ihn verabscheuen.

Art. 1. Die Amortisationscasse wird für die Summe von drittehalb Millionen Franken Cassenbillets, jedes von 10, 20, 50 und 100 Franken, sorgen. Diese Summe soll nicht überschritten werden. Zur Fabrikation dieser Zettel wird ein besonderes Papier genommen werden. Sie sollen von dem Staatsrath und General-

director der Amortisationscasse und zwei vom Könige zu ernennenden Staatsräthen unterzeichnet werden.

Art. 2. Die Cassenbillets oder Zettel sollen, zu ihrer vollständigsten Sicherheit, nicht nur die jährlichen Einkünfte der Economaten; sondern auch alle beweglichen und unbeweglichen Güter der Capitel und Klöster, deren jährliches Einkommen den Betrag dieser Zettel übersteigt, zur besondern Hypothek erhalten.

Art. 3. Die Amortisationscasse wird für die Totalität dieser 2,500,000 Franken der Staatscasse einen gleichkommenden Vorschuß in Cassenbillets leisten, welcher in 3 Jahren zu einem Drittheil jedes Jahrs zurückgezahlt werden soll. Diese Zurückzahlung wird mit dem abgelaufenen Ende des ersten Jahrs nach wiederhergestelltem Seefrieden ihren Anfang nehmen.

Art. 4. Diese aus der Circulation zurückgezoge-

nen Cassenzettel sollen in den eben angegebenen Terminen in Gegenwart einer zu dem Ende vom Könige zu ernennenden Commission, bestehend aus den Ministern und vier zu designirenden Staatsräthen, verbrannt werden. Es soll hierüber ein Protocoll aufgenommen werden, welches die Nummern und den Werth der verbrannten Cassenbillets angeben wird.

Art. 5. Das Ausgeben (Emission) dieser Kassenbillets soll durch die Zahlung bewerkstelligt werden, welche der Staatsschatz entweder für Lieferungen, oder in Gemäßheit der Accorde, die in Betreff öffentlicher Arbeiten geschlossen worden sind, zu leisten hat, und zwar zwei Drittheile einer jeden Zahlung.

Art. 6. Die Cassenbillets sollen in dem ganzen Umfange des Königreichs Cours haben, ohne jedoch die Einwohner desselben zu nöthigen, sie als Zahlungsmittel in ihren besondern oder Privatverträgen anzunehmen.

Art. 7. Dagegen soll bei der Entrichtung aller directen und indirecten Steuern ein Viertel in diesen Cassenbillets bezahlt werden. Sie sind in diesem Verhältnisse in allen Cassen des Staats anzunehmen. Im Fall, daß wegen Geringfügigkeit der Zahlungen, welche den Steuerpflichtigen aufliegen, vorstehende Anordnung von ihnen nicht befolgt werden könnte, sollen die General- und Kreiseinnehmer gehalten seyn, Cassenbillets bis zum Betrage eines Viertels der zu entrichtenden Steuern zu realisiren, d. h. den Werth derselben in klingender Münze auszuzahlen.

Art. 8. Diejenigen, welche die benannten Cassenbillets nachmachen würden, sollen gestraft werden.

Malchus wurde nicht erst der schlechte Mensch, als er Minister geworden war; er war es, wie Sie wissen, von früher Jugend auf; folglich auch schon als Staatsrath in der Finanzsektion.

Jeder Gesetzesentwurf, so wie jede zu machende Auflage mußte, nach der Constitution, der Versammlung der Stände zur Genehmigung vorgelegt werden. *)

---

*) Im siebenten Titel der Constitution des Königreichs Westphalen, im 29. Artikel, heißt es ausdrücklich: die Stände des Reichs sollen aus hundert Mitgliedern bestehen, welche durch die Departementscollegien ernannt werden, nämlich: siebenzig werden gewählt aus der Classe der Grundeigenthümer, funfzehn unter den Kaufleuten, und funfzehn von den Gelehrten und andern Bürgern, welche sich um den Staat verdient gemacht haben. Die Mitglieder der Stände bekommen keinen Gehalt.

Art. 30. Sie sollen alle drei Jahre zu einem Drittheile erneuert werden; die austretenden Mitglieder können unmittelbar wieder gewählt werden.

Art. 31. Der Präsident der Stände wird vom Könige ernannt.

Art. 32. Die Stände versammeln sich auf die vom Könige befohlne Zusammenberufung. Sie

Aber wie wußte Malchus der Constitution auszuweichen und die Gesetze zu umgehen, um Vorschlägen zu neuen Auflagen in der Versammlung völlige Gültigkeit zu verschaffen.

Die sämmtlichen Mitglieder der Stände, vielleicht nur einige zwanzig ausgenommen, waren die folgsamen Diener des Hofes und wahre Franzosensclaven. Für ihre Gefälligkeit, daß sie zu al-

---

können bloß vom Könige zusammenberufen, prorogirt und aufgelöset werden.

Art. 33. Die Stände berathschlagen über die vom Staatsrathe verfaßten Gesetzesentwürfe, welche ihnen auf Befehl des Königs vorgelegt werden, sowohl über die Auflagen oder das jährliche Finanzgesetz, als über die im Civilgesetzbuche und im Münzsysteme vorzunehmenden Veränderungen.

Die gedruckten Rechnungen der Minister sollen ihnen alle Jahre vorgelegt werden. Die Stände berathschlagen über die Gesetzesentwürfe durch absolute Mehrheit der Stimmen u. s. w.

lem Unrecht, was man dem Lande that, die Hände boten, wurde ihr Eigennutz und ihr Stolz auch belohnt. So erhielt ein gewisser W. aus Braunschweig, da er das Gesetz vom 15. Febr. 1810, die Erhebung der Capitalien und Foderungen betreffend, welche von Napoleon dem Jerome abgetreten waren, den Reichsständen zur Annahme empfohlen hatte, den Orden der westphälischen Krone.

Mehrere Tage zuvor, ehe sich die Stände versammelten, wurden die Mitglieder derselben nicht allein bei dem Könige, sondern auch bei den Ministern und bei Malchus zur Tafel eingeladen. Der Fuchs machte hier durch seine listigen Reden schon den Anfang, die Meinungen einzelner Glieder dieses Vereins theils zu erforschen, theils sie durch Ueberredung für den Plan, den er durchsetzen wollte, zu gewinnen.

Als er in der Versammlung den Reichsständen den Entwurf des Gesetzes über die Grundsteuer

zur Annahme vorlegte, erreichte er seinen Zweck nicht. Der Entwurf wurde nicht angenommen.

Einen solchen Widerspruch hatte er nicht erwartet und er wurde heftig, gemein, ja pöbelhaft.

Er gerieth so in Wuth, daß er mit den Worten herausfuhr: „wissen Sie, meine Herrn, daß Ihre Meinung nichts, was Ihnen hier etwa vorgelegt wird, umstoßen kann? Was ich vorschlug, ist bereits von einsichtsvollen Männern erwogen worden, die ein reiferes Urtheil darüber fällten. Ich meinerseits gebe Ihnen die Erklärung, daß Se. Majestät Macht und Gefängnisse haben, die Verräther Ihrer allerhöchsten Befehle zu bestrafen."

Auch diese Worte fruchteten nichts. Nachmittags versammelten sich die Herrn wieder, und vereinigten sich zu dem Entschlusse: „den König durch den Präsidenten und durch eine Deputation

der Reichsstände zu bitten, daß der Malchus (aus gerechten Gründen) von der Versammlung der Reichsstände ausgeschlossen würde." Diese Bitte wurde gewährt.

Welches der endliche Erfolg der ernsten Bemühungen der Stände gewesen sey, ist Ihnen wahrscheinlich eben so bekannt, als mir. Die sämmtlichen, auch noch so drückenden, Gesetzesvorschläge des argen Malchus wurden am Ende genehmigt, und der Unterthan erlag unter der Last der Steuern.

Als der tyrannischen Mißhandlung des Volks im Herbst 1813 ein Ende gemacht wurde, zog nun dieser Elende, von den Furien seiner Greuel aus dem Lande gepeitscht, im Gefolge des Königs mit den Buhldirnen und Gesellen Sr. Majestät, bey ihren allerhöchsten Saufgelagen, in die Fremde; gewiß nicht ohne die süße Hoffnung, mit Ruhm gekrönt in das Vaterland seiner Sünden heimzukeh-

ren, um das Maaß seiner Verbrechen zu verdoppeln.

Sehnsuchtsvoll sah man überall dem Augenblicke entgegen, wo er von den Vertheidigern der deutschen Freiheit ereilt, der Züchtigung einer gerechten Rache übergeben werden würde. Zweimal verbreitete sich das Gerücht, daß mit dem Exkönige von Westphalen auch der edle Graf von Marienrode aufgegriffen, und vorläufig nach Großsalza in das Zwangsarbeitshaus abgeführt worden sei; aber leider immer ohne Grund. Beide waren für uns wirklich dahin.

Malchus, dessen Frau bey seinem Scheiden in das Hildesheimische zurückkehrte, nahm seinen Wanderstab nach Paris; noch immer nicht der Meinung, daß das Spiel Westphalen so rein ausgespielt sein sollte. Meinte doch die Königin selbst ihr Wochenbette bald wieder an Ort und Stelle zu halten, als die Feinde nur noch einige Tagemärsche von Paris entfernt standen. Aber im Rathe

der Vereinigten lautete es ganz anders. Sie rückten wirklich in Paris ein, und fanden unter andern Getreuen des flüchtigen Jerome auch den Finanzminister Malchus vor, welcher indessen die schwere Aufgabe zu lösen gehabt hatte, wie man ohne Finanzen Finanzen administriren solle?

Seitdem verlautet es, daß er in Paris wirklich im Finanzministerio angestellt sey. Die Franzosen konnten zur Finanzverwaltung, welche ihnen in der Folge Entschädigung für den großen Verlust ihrer Raubstücke anweisen soll, kein würdigeres Subject bestellen, als denselben Malchus, welchen unser Vaterland so ungern entbehrt.

Wie richtig man ihn aber beurtheilt, werden Sie aus einer wahrhaft ergötzlichen Anecdote ersehen, welche ich Ihnen noch mitzutheilen gedenke. Sie kennen den General von H . . ., welcher früher in Diensten des Königs von Westphalen war, und zur entscheidenden Zeit, noch vor der Schlacht von Leipzig, mit der gesammten, un-

ter ihm stehenden Cavallerie in Sachsen unter die Fahnen der gerechten Sache übertrat.

Dieser durchstreifte in Gesellschaft einiger russischen Offiziere die Straßen von Paris, als ihm plötzlich ein Bürgerlicher mit dem Ausdrucke der höchsten Zärtlichkeit in seinem Antlitze entgegentrat.

„Willkommen in Paris, mein lieber H . . . Ich schätze mich unaussprechlich glücklich, Sie hier wieder zu sehen. Sagen Sie mir, wie geht es Ihnen?“ Mit Ungestüm drang der Zudringliche auf ihn ein, um ihn zu umarmen.

H . . ., welcher durch seinen Uebergang zu den vereinten Mächten zu erkennen gegeben hatte, daß er Recht und Gerechtigkeit von Falschheit und Tücke wohl zu unterscheiden wisse; welcher späterhin noch in den letzten Athemzügen des Königreichs die Wuth der Rachsucht an seiner Familie vollstreckt sah, bewieß diesmal, daß er die verlarvte Bosheit zu verachten wisse.

Er trat einen Schritt zurück und sprach, indem er sich an seine martialischen Begleiter wendete, mit dem Finger auf Malchus hinweisend:

„Dieser Mensch, meine Herrn, ist der erste Schurke, den das westphälische Königreich ernährt und Deutschland je gesehen hat, der westphälische Finanzminister Malchus. Er hat die Provinzen ausgesogen, dem Könige die Summen der Verschwendung unaufgefordert eingeliefert, und seinen Namen durch das Gepräge der erbarmungslosesten Plünderung der Unterthanen gebrandmarkt. Er ist vorzüglich Veranlassung geworden, daß mein Uebergang zu Ihren Waffen an meinen Brüdern, welche ohne allen Antheil und ohne alle Kenntniß meines, längst gefaßten Plans waren durch Dienstentsetzung gestraft worden ist. Sehen Sie, dieser Mensch kann es wagen, mich in Paris anzureden, wo er als ein geächteter Flüchtling von dem Schauplatze seiner groben Verbrechen nur durch die zu große Gnade der Alliirten einen Zufluchtsort findet.“

Die Russen warfen einen Blick der tiefsten Verachtung auf den Exminister, wendeten sich mit Unwillen von ihm hinweg, und Malchus ging von dannen, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Siebenter Brief.

Eine Anekdote, ganz geeignet, den harten, unmenschlichen Charakter jenes geächteten Finanzministers in seiner ganzen Schattenseite darzustellen, mag Sie auch in diesem Briefe in das Reich der Sünde und des Lasters einführen.

Wie es bey den Organisationen der, durch die Franzosen eroberten, Länder Sitte war, daß die einträglichen Posten an Fremdlinge verschenkt wurden; so verhielt es sich auch mit dem Theile

von Hannover, welcher dem Königreich Westphalen einverleibt wurde. Ein Postdirektor jenes unglücklichen, in die Hände einer verhaßten Regierung gefallenen Churfürstenthums, hatte seine Stelle ohne Grund und Ursache verloren. Er begab sich nach Cassel, um sich bey dem Finanzminister Malchus um eine andere zu bewerben. Mit stolzer Verachtung wurde ihm seine Bitte abgeschlagen. Mit verbissenem Zorn über die harte und unwürdige Behandlung, verließ er den Pallast des Ministers.

Tags darauf, als ihn das ruhige Nachdenken besänftigt hatte, faßte er, von der Noth gedrängt, den Entschluß, dem Minister sein Anliegen nochmals vorzutragen. Fast in Verzweiflung sprach er: „Was soll aus mir und meiner Familie werden, wenn Sie mich hülflos von sich weisen? Verhungern können wir ja doch nicht, wir müssen doch leben!“ — Im Umdrehen erwiederte Malchus: „davon sehe ich die Nothwendigkeit nicht ein.“

Da ich von dem Finanzminister geredet habe, so will ich Ihnen hier auch einige Notizen über die westphälische Finanzverwaltung mittheilen. Diese war so geartet, daß es nur noch weniger Jahre bedurfte, um den wohlgenährten Staatskörper in ein ausgemergeltes Gerippe verwandelt zu sehen, dem Saft und Kraft entsogen ist. Ich verkenne es nicht, daß Preußen durch die Kriegscontributionen, einzelne feindliche Erpressungen und Plünderungen, durch die Durchmärsche und stehenden Einquartierungen viel gelitten hat; aber es war vorauszusehen, daß es, sobald nur der Einfluß des tyrannischen Napoleons aufhörte, unter der weisen und gerechten Regierung eines so menschenfreundlichen, sparsamen und sein Volk liebenden Königs wieder Kräfte sammeln würde. Unser Staat aber gieng seinem Untergange in der Friedenszeit entgegen und wir wären, ohne den Beistand höherer Mächte, rettungslos verloren gewesen. Er wurde nach dem Willen eines Despoten beherrscht, der seinen Bruder, unsern Regenten, eigentlich verachtete und dieser, dem alle

Regententugenden fremd waren, konnte und wollte durch sein persönliches Ansehen nichts zur Linderung der aufgelegten Lasten, die täglich schwerer und fühlbarer wurden, beitragen. Jerome hätte ja auf kein Vergnügen Verzicht geleistet, und wenn er damit ein ganzes Dorf vom Untergange hätte retten können. Welch einen geringen Werth hatte das Volk in seinen Augen und wie hätte er es würdig achten können, für dasselbe etwas zu leiden, oder zu thun!

Vermöge der, von Napoleon geschmiedeten, abscheulichen Constitution, gehörte ihm die Hälfte der Allodialgüter des ganzen Landes. Er verschenkte sie an seine Helfershelfer im Werke der Unterjochung und Verheerung sonst freier und wohlhabender Völker. Der Ertrag dieser Domainen, als: Giebichenstein, Athensleben, Hunnisburg u. s. w. ging meistentheils in baarem Gelde nach Frankreich. Es wurde dadurch die Cirkulation des Geldes im Lande fühlbar vermindert. Jerome verlor jährlich einen Schatz, der

auf eine nützliche Weise, zum Besten des Staates hätte verwendet werden können; oder, wenn dies nie geschehen wäre, doch dazu hätte dienen mögen, das Land gegen größere Abgabesummen zu schützen, die er vergeudete. Ueberdies betrachteten sich auch die kaiserlichen Domainenpächter zum Theil als Freiherrn, welchen man die allgemeinen Landeslasten nicht auflegen dürfe. Dadurch wurde die Bürde für andere Unterthanen offenbar auch erschwert.

Männer, welche Civilämter bekleideten, und ihre Stellen der Verfassung des Landes gemäß verwalteten, verloren sie zum Theil; andere, welche sie behielten, mußten sich in die französische Ordnung fügen. Daher die elende Einrichtung des Postwesens, des Salzverkaufs, die Einführung der indirekten Steuern, die veränderte Form des Zoll- und Accisewesens.

Da die deutschen Postbedienten durch Franzosen von ihren Stellen verdrängt wurden, so riß

auch bey dem Postwesen die heilloseste Unordnung ein. Die Sicherheit, die sonst dabei herrschte, war verschwunden. Mit beispielloser Frechheit wurden Briefe erbrochen, um ihren Inhalt zu erfahren, ob sie nicht etwa Geheimnisse enthielten, die wider den König und die erbärmliche Regierungsverfassung gerichtet waren. Das Siegel hatte seine Heiligkeit verloren. Das Porto wurde auf eine unerhörte Weise erhöhet. Die Zahl der Briefe, vorzüglich von Kaufleuten, verringerte sich täglich; durch die Zeitungen machten sie ihren Correspondenten bekannt, daß selbige nur in den dringendsten Fällen Schreiben an sie ergehen lassen mögten. Die Einsendungen von Preiscouranten, Musterkarten u. s. w. wurden ganz und gar verbeten. Als man sich überzeugte, daß das erhöhete Porto die Einnahmesumme nur verminderte, wurde der Preis wieder herabgesetzt, aber die Unsicherheit und die gewohnte Unordnung blieb.

Das Salz, das Unentbehrlichste für jeden

Haushalt, stieg zu einem, für die dürftige Volksclasse, fast unerschwinglichen Preise.

Die indirekten Steuern, welche auf den Gewerben lasteten und die Betriebsamkeit der Bürger unterdrückten, waren die Ursache, daß Viele die Zweige ihres bisherigen Erwerbs verdorren ließen. — Auf eine empörende Weise wurden in der Mitternachtszeit Haussuchungen angestellt, um Defraudanten zu entdecken und zu bestrafen. Die Offizianten waren gierige Raubvögel, welche sich von dem Verderben, in das sie ihre Mitbürger stürzten, mästeten.

Kurz, man legte es darauf an, durch Abgaben aller Art das Land zu erschöpfen und seine Bewohner in die tiefste Armuth zu stürzen. Aber das Geld, welches mit Unrecht und durch Gewalt ohne Schonung, Nachsicht und Erbarmen, auch von dem Aermsten eingetrieben wurde, war dennoch immer nur ein Tropfen auf einen heissen Stein, und reichte bey weitem nicht hin, den

unersättlichen Schlund des königlichen Verschwenders und der ihn umgebenden Vampyre zu füllen. Liebe und Anhänglichkeit sollte ein Volk, das von jeher eine bessere Behandlung gewohnt war, zu einer Regierung gewinnen, von der es mit jüdischer Gaunerei bis auf das Blut ausgesogen wurde. Hätte man die Summen dennoch nur zu nützlichen Zwecken verwendet!

Da der Geldfluß, der aus dem Lande nach Kassel strömte, gleichsam wie ein Bach im Sande versiegte, so schritt man zu einer Zwangsanleihe. Die Stände mußten einwilligen; auch hatte keiner das Herz, sich dem Decrete (vom 15ten Juli 1808.) zu widersetzen, vermöge dessen die Unterthanen, ohne sie weiter darum zu befragen, verdammt wurden, 20 Millionen Franken aufzubringen. Als diese Zahlung nicht vollständig in der gesetzten Zeit geleistet werden konnte, wurde eine zweite, sogenannte Ergänzungsanleihe von 10 Millionen verordnet. Endlich brachte man eine dritte Gelderpressung von 5 Millionen

in Vollziehung. Wie viele Familien dabey zu Grunde gegangen, in schmerzliche Verlegenheiten gerathen, ausgeplündert, zur Verzweiflung gebracht und zu einer gerechten Rache empört worden sind, das ist bekannt. Man schämte und scheuete sich nicht, mit dem Tagelöhner seinen kümmerlichen Erwerb zu theilen, und so den hungrigen Kindern den Bissen aus dem Munde zu nehmen.

Stifter und Klöster wurden aufgehoben, Innungen und Corporationen beraubt, Güter, Aecker und Häuser derselben um einen Spottpreis verschleudert. Ob die armen Unglücklichen in den Klöstern, die man vertrieben hatte, die Beute des Mangels und der Nahrungssorgen wurden, darüber war man völlig unbekümmert. Man wollte nur Geld haben; die Mittel zu diesem Zwecke mogten gerecht oder ungerecht, erlaubt oder sträflich sein.

Die Mönche und Nonnen sollten vom Staate

Pensionen erhalten; aber wie schändlich hat man sie darum betrogen. Durch den Tilsiter Frieden war ihnen ihre Pension unverkürzt angelobt worden; man reducirte sie bald nachher auf die Hälfte, und auch diese wurde oft sehr unregelmäßig, oft gar nicht bezahlt.

Hier kann ich die nicht unerwähnt lassen, welche Gemeingüter, deren Stiftungen auf uralten Vermächtnissen beruhten, die jeder gute Staat respektirt, an sich kauften. Sie suchten sie größtentheils durch Bestechung um den niedrigsten Preis an sich zu bringen, und bereicherten sich daher auf Unkosten des Ganzen. Sie erschienen hier in der Gestalt der Juden, welche den leichtsinnigen Studenten Bücher und Kleider, die sie ihrer Unentbehrlichkeit halber wieder kaufen müssen, für ein Spottgeld abnehmen. Schämen müssen sich jene ihres Handels; denn eben sie waren die Beförderer eines argen Unwesens, welches man mit fremdem Eigenthume trieb. Man achtete sie zur Zeit des westphälischen Königthums den Heh-

lern gleich, welche zu Jerome's Gaunereien hülfreiche Hand boten. Es steht zu erwarten, daß die Fürsten, welchen ihre Länder wieder geworden sind, diesen Menschen im gelindesten Falle das Kaufprätium wieder geben, und sie dann mit einem Verweise laufen lassen. Nur dadurch können diese Käufer jener Staatsgüter ihre Schritte gegen das allgemeine Beste wieder gut machen, daß sie den rechtmäßigen Besitzern ihr Eigenthum zurückgeben. Ich weiß Fälle, wo der Kaufpreis schon aus dem geschlagenen Holze wieder gewonnen wurde. Andere vereinzelten die Grundstücke, verauctionirten Aecker, Wiesen, Teiche, Seen, Gärten, Wohnungen, und zogen mit dem Ueberschusse ab, wie der Ratz vom Taubenschlage. Man kaufte die Obligationen des Staatsanlehns für 20 — 30 Procente auf, welche bey dem Verkaufe der Domainen als vollgültig angenommen wurden. Mit 30,000 Thalern ließ sich also ein Gut von 90,000 Thalern erkaufen. Welch ein ungeheurer Gewinn! Der Bemittelte wurde auf Unkosten von Tausenden in wenigen Wochen der reichste Mann.

Was auf solchen Wegen mit Aufopferung des Volks gewonnen ist, sollte nach Recht und Billichkeit zum Besten des Staats zurückgegeben werden.

In H. . . wurden mehrere öffentliche Häuser feil geboten, aber es fand sich kein Käufer dazu. Ans Vermiethen, wie in Kassel, wo sich der vornehme Pöbel zusammendrängte, wo ein Haus, das jetzt 100 Thaler Miethe giebt, unter Jerome 1000 Thaler eintrug, war nicht zu denken. Können Sie sich es denken, daß ein Befehl von der Regierung kam, die Häuser zu demoliren und die Baumaterialien an die Meistbietenden zu verkaufen? Auch dazu fanden sich keine Käufer. Wer konnte und hatte Lust, in jener eisernen Zeit zu bauen? Die Ortsobrigkeit wagte Vorstellungen gegen die gewaltsamen Schritte der Regierung, welche sie indessen nicht beachtet haben würde, wenn man sich von der Auction einen günstigen Erfolg hätte versprechen können.

Je rechtlicher, våterlicher, gewissenhafter die Lånder, die in die Gewalt eines franzôsischen, neugebackenen Prinzen gefallen wåren, von ihren rechtmåßigen Fürsten und deren Dienern sonst verwaltet wurden; desto schneidender mußten die armen Unterthanen das schreckliche Loos empfinden, das ihnen gefallen war. Sie wåren unter Mörder ihrer Ruhe und Freiheit, unter Råuber ihrer Haabe und ihres Erwerbs gerathen. Wie ein deutscher Mann einem solchen Manne dienen konnte, wenn nur ein Funke von Ehr-, Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl in ihm wohnte, das ist mir unbegreiflich. Månnern, welche Werkzeuge und Urheber der Gewalt und Hårte waren, wodurch man das Land drückte, in dem sie geboren und erzogen wåren, mußte alles Mitleid und Erbarmen fremd sein. Den entehrendsten Leidenschaften opferten sie das Glück von Tausenden auf und gruben das Grab, welches das Wohl so vieler Familien verschlungen hat. Ihre Stellen und ihren Credit wollten sie erhalten; durch Gelderpressungen konnte das nur geschehen. Ob sie

ihrem Nächsten damit auch noch so wehe thaten, die Seufzer und Thränen in den Hütten der Armuth vermehrten, das suchten sie in dem Taumel üppiger Feste, die sie feierten, zu vergessen.

Betrachtet man nun, welchen Gebrauch der König und seine Gehülfen von allen den Summen machte; so kann man seinen Ingrimm gar nicht bergen. Es herrschte wirklich eine ausschweifende, blendende Pracht an diesem Hofe. Sie hätten den Schattenprinzen sehen sollen, wie Alles an ihm von Gold und Silber starrte, wenn er öffentlich erschien. Seine Reisen, wo er das Geld auf jede unnütze Weise mit vollen Händen vergeudete und sein mit Brillanten umfaßtes Bild, welches ja doch nur an menschliche Ohnmacht und Erbärmlichkeit erinnern konnte, so oft verschenkte, kosteten ungeheure Summen. Mehr als einmal war er in Paris, und wie viel sein Aufenthalt daselbst gekostet habe, da er sich durch nichts weiter auszeichnen konnte, als durch äußern Pomp,

das haben wir schmerzlich genug empfunden. Bei den bessern Menschen, die ihn und sein Land kannten, machte die Pracht, in welcher er sich stets zeigte, Haß und Mitleid rege. Seine Equipagen, in denen er seine Maitressen nach den Lustörtern führte, überstiegen an Kostbarkeit und Eleganz Alles, was man sich denken kann. Welche Summen wurden für Pferde verschwendet! Was kosteten die Revüen und Lustlager!

O! es ist unglaublich, was die Unterhaltung eines Menschen, der noch dazu ein gemeiner Fremdling war, und sein ausländisches Geschmeiß den deutschen Bürgern gekostet hat! Von solchen Verschwendungen zogen die Kasseler allenfalls einigen Vortheil, und einige Bewohner der Hauptstadt, welche es zu benutzen wußten, sind sogar reich geworden; aber für das Ganze wurde dadurch unersetzliches Unheil angerichtet. Was Jerome, mit seinem Hofe brauchte und das war gewiß nicht wenig, das wurde Alles aus Paris ver-

schrieben, und eben dadurch dem Lande jährlich eine große Geldsumme entzogen.

Bei der Gewalt, die man den Unterthanen anthun mußte, um die Erpressungen zu bewerkstelligen; bei dem heillosen Vergeuden der geraubten Summen: wer konnte da, wenn er ein rechtschaffenes, deutsches Herz in der Brust trug, länger ein Büttel solch einer abscheulichen und verhaßten Finanzwirthschaft bleiben! Die ehrlichen und redlichen Männer, die sich mit Kraft dem Ruine des Landes entgegenstämmten; die Wahrheit sprachen; sich ihrer unglücklichen Brüder annahmen, wurden verabschiedet und legten mit Freuden ihre Aemter nieder; aber es fanden sich immer Leute wieder, die um Ehre und Brodtes willen mit erniedrigender Nachgiebigkeit sich in die höhern Befehle sclavisch fügten. Nicht allein arme, sondern auch schlechte Menschen werden auf dem giftigen Boden solch einer Landesverwaltung erzeugt, und die Krone der letztern war Malchus, der, betrügerischer und diebischer Weise, ein unge-

heures Vermögen häufte. Fast scheint man es geahnt zu haben, daß das Königreich Westphalen nicht lange bestehen könne; denn sonst würde man nicht so thöricht gehandelt haben, dies Aussaugesystem so strenge zu befolgen. Es war mit mathematischer Gewißheit zu berechnen, daß nach einigen Jahren ein allgemeiner Banquerot erfolgen mußte. Ob Malchus dann blos mit einem blauen Auge davon gekommen wär, steht sehr zu bezweifeln. Er war der Stifter vielen Unheils, und hätte billig dafür an dem ersten, besten Galgen seine Sündenschuld büßen müssen. Allein er hatte dafür gesorgt, daß er in der Zeit der Noth eben keinen Mangel würde gelitten haben.

Daß die Abgabelasten je erleichtert werden würden, dazu war gar keine Aussicht da. Der König würde die Sucht zu seinen kostspieligen Vergnügungen nie beschränkt haben. Es waren zu viele Blutigel da, die von dem Marke des Landes zehrten; denen Alles daran lag, daß das

böse Wesen, wie bisher, fortgetrieben wurde. Um den König hatten sie eine Wand gezogen, durch welche die Stimme der Wahrheit nie durchdrang. Durch die gröbsten Lügen, in welch einer glücklichen, wohlhabenden Verfassung das Reich sey, ließ er sich täuschen. Eigentlich wollte er auch nicht von dem wahren Zustande der Dinge unterrichtet seyn. Malchus war überdies auch der Mann, der den Beifall Jerome's, Titel, Ehrenbezeugungen, Geschenke von ihm dadurch zu erschleichen suchte, daß er immer dafür sorgte, daß die Kassen, aus welchen die ausschweifenden Lustbarkeiten desselben bestritten wurden, gefüllt blieben. Er hätte allen seinen Einfluß, sein ganzes Ansehen, ja Alles verloren, woran er mit jüdischem und fühllosem Herzen hing, wenn er den König in die Nothwendigkeit gesetzt hätte, sparsamer mit dem abgedrungenen Gute seiner Unterthanen umzugehn. Hätte die Zeit, wo er sich auf fremde Unkosten bereicherte, nur noch eine Weile, wie bisher, gewährt; so wäre er der reichste Privatmann des Königreichs geworden.

Durch die sogenannte Amortisationscasse, welche auch ohne alle Wirkung blieb, viel versprach und nichts hielt, spielte man dem Lande eine schändliche Betrügerey. Aus dieser Casse sollten die Zinsen und Capitale der Staatsschulden bezahlt werden; daneben versprach sie Verminderung der Abgaben. Allgemeine Freude erweckte sie den Mißvergnügten, Verarmten und Gedrückten für den Augenblick der Stiftung. Aber sie wurde nur für die Verschwendung Jerome's und für die Haabsucht des Ministers und seiner Gesellen ein Brunnen, aus dem man so lange schöpfte, bis er versiegte.

Ob es nun gleich in einem solchen Reiche ärger herging, als im sündenvollen Babel; ob man gleich die Unterthanen nicht allein nach Lust und Belieben und zu jeder, noch so unpassenden Zeit, der Schur unterwarf, sondern ihnen selbst das Fell über die Ohren zog: so war die Regierung und die schriftstellerische Schmeichelei dennoch frech und verwegen genug, in Journalen auszu-

posaunen: daß der weise Jerome die vortrefflichsten Gesetze, die sich nur denken ließen, angeordnet habe. Man rühmte die westphälische Finanzverwaltung als Muster; man rühmte Westphalen als das glücklichste Land, in welchem Wohlstand und Handel blühe. Fragte man indessen die Wirklichkeit, so fand das Gegentheil statt. Wie viele Bewohner in den Städten mußten ihre Häuser verlassen, weil sie mit aller ersinnlichen Sparsamkeit die geforderten Abgaben nicht mehr bezahlen konnten. Um den geringsten Preis wurden viele Häuser feil geboten und es fanden sich keine Käufer dazu. Sie wurden sogar wie eine werthlose Waare verschenkt. Die Landleute, die sich von den Zwangsbefehlsträgern nicht das Letzte rauben und es auf Auctionen verschleudern lassen wollten, verkauften ihr nöthiges, unentbehrliches Vieh, um die Steuern u. s. w. abtragen zu können. Der Staatsrath, dieser Vormund der Unterthanen, war von dem Gewicht des Ministers so geschreckt, daß er seinen Mund nicht aufthat; und hätte er auch wirklich zum Besten des allge-

meinen Wohls geredet, man hätte sich doch nicht daran gekehrt.

Es ist unglaublich, wie viel Wittwen und Waisen betrogen, wie viel Capitalisten um ihr Vermögen gekommen sind. Mit einem guten Theil des gestohlnen Geldes hat Malchus zur rechten Zeit die Flucht ergriffen. Das gestohlne Gut wird ihm indeß nicht wohl bekommen. Früher oder später wird er dem Rächer seiner schreienden Ungerechtigkeiten nicht entgehn. —

Warum blieb er nicht, wenn sein Gewissen von aller Schuld rein war?

Achter Brief.

Wie man mit den Domainen schaltete, davon habe ich Ihnen bereits einige Fingerzeige gegeben, jetzt fühle ich mich veranlaßt, Ihnen eine vollständige Schilderung davon mitzutheilen.

Sie wissen es, wie Napoleon mit Titeln und Ordensbändern um sich warf. Die, welche sich um ihn verdient gemacht hatten, erhob er zu Herzögen, Grafen u. s. w. Aber die Herren ließen sich mit der Ehre allein nicht begnügen, sie woll-

ten auch Jahresrenten haben, um ihrem Range gemäß leben zu können. Um sie zu allen Thaten zu kirren, die Napoleon von ihnen forderte und sie mit in sein Interesse zu ziehen, kam er ihren Wünschen entgegen. In den eroberten Ländern erklärte er die Domainen für sein Privateigenthum, mit dem er beliebig schalten konnte. Diese wurden, nach ihrem Ertrage, in gewisse Klassen eingetheilt und von ihm nach Gutdünken an seine Helfershelfer verschenkt.

Wenn der bestimmte Eigenthümer jeder geraubten Domaine noch nicht namentlich auf sie angewiesen war und davon Besitz genommen hatte, so unterwarf man sie in der Interimszeit einer Direktion, welche sie, zum Besten der französischen Finanzen, verwaltete. Die hiemit Beauftragten wußten sich für ihre Mühwaltung vorzüglich zu entschädigen. Im eigentlichen Sinne machten sie sich kein Gewissen daraus, einer den andern zu bestehlen. Die neuen Pächter wurden, auf eine höchst grobe Weise, von diesen Herrn um ihr

rechtmäßiges Eigenthum geprellt, wenn sie nicht Mittel und Wege fanden, um gemeinschaftlich die Donatairs, durch kostspielige Bauten, Meliorationen u. s. w. in Unkosten zu setzen, und sich auf diese Weise in etwas zu entschädigen.

Hier nur eine Geschichte zur nähern Beleuchtung des Gesagten. In einem der Norddepartements des sonstigen Westphalens wurde ein sogenannter Verificateur angestellt. Er kam blutarm aus dem Elsaß angezogen und hatte nicht, wohin er sein Haupt legen wollte. Als sich seine betrügerische Haabsucht ein bequemes Nest gebaut hatte und es ihm an nichts fehlte, ließ er seine Familie aus dem Elsaß nachkommen. Bald fing er an, den großen Herrn zu spielen. Selbst den Pächter betrog er um 1000 Thaler.

Die wirklichen Besitzer solcher Güter überließen das Verpachten derselben, erwählten Commissairen, welche bey den Pachtcontrakten insbesondere ihre Börsen berücksichtigten. Daher erhielten die Päch-

ter auch die Domainen u. s. w. um einen weit geringern Pachtpreis, als darauf geboten war, und machten, um die Besitzer zu betrügen, gemeinschaftliche Sache mit den Commissairen.

Diese Commissarien waren es auch, welche die alten Pächter, zu Gunsten der neuen, verstießen, auf die alten Contracte nicht achteten und sie für nichtig erklärten. Beklagten sich die Amtleute, denen ihr Vermögen diebisch genommen wurde, so fanden sie nicht einmal bey der Obrigkeit Gehör, welche die Gewaltstreiche Napoleons fürchtete. Auch hatten ja die französischen Generale für den König von Westphalen und seine Regierung nicht den geringsten Respekt.

Ein so beleidigter und bestohlner Pächter wurde von einem Mitgliede der benannten Direction sehr gröblich beleidigt, weil er es laut gestand, daß ihm Unrecht geschah und daß man ihm, schändlicher Weise, sein Vermögen raube. Er wurde meuchelmördrischer Weise von einem Bevoll-

mächtigten angefallen und grausam gemißhandelt. Dem Thäter geschah weiter nichts, als daß ihm ein Tag Hausarrest zuerkannt wurde.

Die neuen Pächter standen sich eben nicht ganz so gut, als man hätte glauben müssen. Was an Pachtgelde dem Donatair entzogen wurde, davon mußten sie seinem Bevollmächtigten ein gutes Theil abgeben und dieser lebte mit seiner Familie oft monatelang auf dem Gute, herrlich und in Freuden und zog dann ab, ohne die Zeche zu bezahlen.

Uebrigens sahen die Herrn Herzöge, Marschälle und Generäle wohl dahin, daß ihnen das Pachtgeld in den bestimmten Terminen gereicht werden mußte, aber die Gebäude im Besserungsstande zu erhalten und Summen zu ersprießlichen Meliorationen zu bewilligen, dazu ließen sie sich nur schwer bewegen, wenn nicht, wie ich bereits gesagt habe ihre vom Pächter bestochenen Comissarien, es ihnen als unumgänglich nothwendig vor-

stellten. Es schien, als ob sie es im Geiste ahneten, daß es mit dem Geschenkten nicht von langer Dauer seyn könne. — Und wie viel verlor nicht die Geldmasse eines solchen Landes, da die Pachtsummen nach Frankreich geschickt werden mußten. Manche Domaine trug wohl 30,000 Thaler Pacht und ein Donatair hatte oft dergleichen mehrere.

Eine andere, aber keine bessere Bewandniß hatte es mit den Domainen, die dem König von Westphalen von seinem Herrn Bruder, als ein Geschenk, verblieben.

Dem Herrn Hieronymus, oder vielmehr den Unterthanen seines Reichs, legte Napoleon die ungerechte Last auf, daß sie die Schulden, Pensionen, Substitutionen, die auf den verschenkten Gütern hafteten, übernehmen mußten, so, daß sie der Donatair wie ein freyes Eigenthum übernahm. Indeß die weise Regierung wußte sich zu helfen.

Ich selbst habe einen Freund, der ein beträchtliches Capital auf die Domaine W... im Saldepartement, geliehn hatte. Als es der bestimmte Besitzer übernahm, meldete er sich mit andern Creditoren bey demselben und bat um Anerkennung des Capitals und die Entrichtung der Zinsen. Er erhielt mit seinen Competenten von demselben den Bescheid: daß er keine Schulden kenne. Vielmehr sey ihm das Gut franc und frey vom Kaiser Napoleon geschenkt und er könne sich daher so wenig zur Bezahlung der Schuld, als der Zinsen anheischig machen.

Mein Freund wandte sich nun an das Tribunal in Halle. Dieses schrieb in dieser Sache an den Donatair. Es erfolgte eine fulminante Antwort aus Frankreich, mit der Nachricht: „Westphalen müsse dergleichen Schulden und Zinsen bezahlen." Von Cassel aus erhielt mein Freund Staatspapiere und mußte sich glücklich preisen, daß sie ihm ein Wechsler mit einem Verlust von 70 Procent abnahm. O, es ist himmelschreiend,

wie die Menschen mit dem Vermögen der Unterthanen umgingen!

Unverzeihlich ist es, daß man mit eiliger Hast die säcularisirten Klöster, die Güter der Hoch- und Collegiatstifte, des Deutschen- und Johanniter-Ordens an den Mann zu bringen suchte. Hätte man sie nicht um ein Spottgeld verkauft, welches so bald verschwendet wurde, so konnte ihr Ertrag in dem ehemaligen Westphalen dazu dienen, den Verlust der übrigen Domainen einigermaßen zu decken und das Volk gegen die drückende Abgabelast zu sichern. Aber daran dachte und wollte man nicht denken. Die benannten Güter wurden den Meistbietenden feil gestellt. Käufer fanden sich wohl.

Neunter Brief.

In einem meiner frühern Briefe versprach ich Ihnen dasjenige mitzutheilen, was ich von dem bösen Menschengesindel weiß, das den Bongars umgab; verzeihn Sie, daß ich so spät Wort halte. Doch erlauben Sie, ehe ich die Gallerie der Menschenteufel aufstelle, daß ich ein Wort von Bercagny reden und einschalten darf.

So weit ich diesen Ritter, Pallastpräfect und endlich gar Präfect Legras von Bercagny

habe kennen gelernt, muß ich seinem Verstande, dem Lichte seiner Kenntnisse alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Nur Schade, daß die Sittlichkeit seines Herzens mit der Cultur seines Geistes nicht gleichen Schritt hält. Er ist ein schöngestalteter Mann und hat seine Stunde, wo er im höchsten Grade liebenswürdig seyn kann. Aber bisweilen, wenn ihn sein heftiges Temperament, seine wilde Leidenschaftlichkeit ergreift, ist er tobend und wüthend, wie ein Novembersturm. Auf die Kunst der Sophisterey versteht er sich meisterhaft und er sucht zu beweisen, wenn es seinen Vortheil gilt, daß schwarz, weiß ist. Sein Charakter ist eine böse Mischung von allerley Lastern; mit einem Worte: er hat einen vorzüglichen Verstand und ein gar schlechtes Herz.

Bey der Verwaltung seines ersten und letzten Postens, hatte er nur immer sich im Auge und nahm auf das Wohl und Weh anderer nur insofern Rücksicht, als sein eigenes Interesse dabey im Spiele war. Sein Egoismus, seine Leiden-

schaftlichkeit hat ihn auf seinen Posten zu schädlichen Uebereilungen, zu Tyranneien und schreienden Ungerechtigkeiten verleitet. Aus jeder alten Lage, die er verließ, nahm er den Fluch der Menschen mit, die das Unglück hatten, unter seiner Gewalt zu stehn. Die edelsten und besten Menschen behandelte er oft, als ob sie gemeine Buben wären. Er unterließ nichts, um sich verächtlich und verhaßt zu machen. Die Urtheile der Menschen waren seiner ehrlosen und hochmüthigen Seele gleichgültig.

Er bekümmerte sich, ob er gleich in Deutschland war, mit Deutschen zu thun hatte und deutsche Geschäfte trieb, um unsere Sprache und ihre Erlernung gar nicht. Er traute völlig den ins Französische übersetzten Rapporten, die oft unrichtig, schief und irrig waren, und entschied darnach. Als er noch in Cassel war, hatte der König ihn die erste Zeit gern um sich. Er war witzig, unterhaltend, auch belehrend und suchte, wenn's nicht anders war, den gekrönten Schwäch-

ling, auf Unkosten der Sittlichkeit und Tugend, zu ergötzen. Den Festen, wo die Menschennatur in nackter Blöße erschien und der Wein die Zecher zu Bachanten umschuf, durfte er jedesmal beiwohnen. Auch an seinem Seile lief Jerome — und Bercagny benutzte die Gewalt, mit der er auf den Nachgebenden wirken konnte, oft zum Verderben anderer.

In der Revolutionszeit war er noch ein Mönch und trat in der Schreckensperiode aus dem Kloster. In Cassel wußte er sich als Geschäftsmann anzuschmeicheln, wurde Pallastpräfekt, trat mit seinem Freunde Bongars in den schwarzen Bund, Menschen unglücklich zu machen, und leistete von dieser Seite seinem Herrn die ersprießlichsten Dienste. Eine lange Weile wußte er sich beliebt zu erhalten; aber endlich schlug die Stunde seines Falls auch.

Er war ein geschworner Feind des Ministers B . . . und ließ die Höllengeister, welche den

Sturz dieses redlichen Mannes herbeyführten, ungehindert walten.

Mit dem König verdarb er's eigentlich durch folgenden Umstand: der König kam von einer verschwendrischen Reise nach Paris, die dem Lande ungeheure Summen kostete, voller Zorn und Unwillen in Cassel wieder an. Napoleon hatte ihm gewiß eine sehr derbe Epistel gelesen, daß er so zügellos in seinem Lande wirthschafte, die Einnahmen vergeude, und in üppigen Ausschweifungen aller Art, den berüchtigten Sardanapal weit hinter sich lasse. Man wußte am Pariser Hofe aufs genaueste, was täglich, an jedem Abend und jedem Tage in Cassel vorgegangen war.

Jerome hatte nichts eiliger zu thun, als seine Spürhunde, Bongars und Bercagny, zu sich kommen zu lassen und äußerte sich folgender Gestalt gegen sie: man verräth all mein Thun schändlich an den Kaiser. Es muß hier Jemand seyn, der das ehrlose Geschäft übernommen hat, ihm Alles

zu melden, was an meinem Hofe vorfällt. Ich muß mich wundern, daß Sie Ehre und Besoldung umsonst genießen und der Infamie nicht längst schon auf die Spur gekommen sind. Den Verfasser der schmählichen Libelle gegen mich, die der Kaiser, mein Bruder, in Händen hat, muß ich wissen, es koste, was es wolle.

Bercagny suchte seine Unschuld zu retten und betheuerte, daß er von der Correspondenz keine Sylbe wisse. Bongars aber sprach in einem andern Tone und sagte: Sire, wenn Sie keine Kosten scheun, so bin ich erbötig, den Thäter auszumitteln. Bongars mußte bestimmen, wie viel er verlange, das Geld wurde ihm angewiesen und er fing mit List und Thätigkeit an, sein Handwerk zu treiben, für das er sich königlich hatte bezahlen lassen.

Sogleich wurde ein taugliches Glied seiner Legion mit den nöthigen Instructionen nach Paris gesandt, dem es nach Verlauf einer kurzen

Zeit, durch Bestechung gelang, einen Brief aus Cassel zu erwischen, welcher die verrätherischen Details vom Hofe enthielt. Der Verfasser desselben war, man denke sich die Abscheulichkeit! Savagner, der General-Commissair der hohen Polizei in Cassel. Dieser Savagner, von dem Sie hernach ein kleines Portrait erhalten sollen, war Bercagny's Liebling und Freund. Er stand bey dem Pallastpräfekten in so großem Ansehn, daß dieser ungelesen alles unterzeichnete, was er ihm vorlegte. Es war dem Bercagny gar nicht gleichgültig, daß einer von seiner Zunft das Bubenstück spielte und er wandte seine ganze Beredtsamkeit an, den Bongars zu vermögen, seinen Freund nicht unglücklich zu machen. Bongars versprach, ihn mit möglichster Schonung zu behandeln, aber er hielt nicht Wort.

So war also Savagner nicht allein Mitglied der hohen Polizei in Cassel, sondern auch der in Paris und wußte sich also durch seine treulose Niederträchtigkeit ein doppeltes Gehalt zu verschaf-

sen. Bercagny verlor seinen Posten und Bongars erhielt zur Belohnung seine Stelle. Savagner kam mit der leichten Strafe weg, daß er des Landes verwiesen wurde und Bercagny rettete sich in die ihm höchst verhaßte und unbemerkte Einsamkeit des Privatlebens.

Fürstenstein war indeß sein Freund und dieser spannte bei günstigem Winde alle Seegel auf, so, daß er ihn wieder zum Sürintendanten des Königlichen Theaters erhob. In seinem neuen Posten zeigte er sich als ein wahrer Despot und ließ die Mitglieder des Theaters, für die der König nicht eingenommen war, bey dem kleinsten Verseh'n einsperren.

Die eigene und kritische Lage Magdeburgs bewog den Jerome oder vielmehr seine Rathgeber, den schlauen, listigen, gewaltsamen Bercagny dahin als Präfect zu schicken. Als dieser, für viele gefährliche und allgemein verhaßte Mann, aus der Hauptstadt abging, entstand in vielen Herzen eine

nicht gemeine Freude. Mit schnöder Verachtung gegen alles, was Deutsch war, betrug er sich auf seinem neuen Posten. Auf Unkosten der Stadtbewohner sorgte er mit habsüchtiger Ungerechtigkeit für die Füllung seiner Börse. Er wollte keinen Freund haben, und hatte auch keinen. Der schändliche, durch Niederträchtigkeit und Landesverrätherei berüchtigte Schulze, ein Preuße von Geburt, war anfänglich die glühende Zange, mit der er die Magdeburger zwickte. Dieser Mensch maßte sich Rechte an, die ihm gar nicht zukamen. Er war das wilde Pferd, das sich dem schwachen, aber gutmüthigen Gouverneur Lemarrois vorspannte und ihn zu vielen Unthaten fortriß. Er hat sich hier ein ewiges Gedächtniß gestiftet, nemlich das der Schande und Verachtung. Er suchte den Einwohnern das Letzte abzupressen, und behandelte sie, nach französischer Manier, wie gemeine Sclaven. Der Unterthan hat kein Vermögen, alles gehört dem Könige und Kaiser, pflegte er laut zu sagen.

Eines Tags, als man ihm die Polizeistrafen-Berechnung einreichte, brach er in ein heftiges Mißfallen aus und erklärte: daß er sich wundern müsse, wie die Einnahmen so klein und unbedeutend wären. Gewiß gingen Unterschleife vor. Als man kriechend und bückend ihm mit Gründen bewies, daß davon kein Heller entwendet sei und hinzufügte: man müsse sich vielmehr darüber freuen, weil darin der Beweis liege, daß die Moralität des Volks im Wachsen sei, erwiederte er: „Man muß Verbrechen erschaffen" und dazu reizen. Die Officianten von der gemeinen und niedern Classe, die Brodt und Amt nicht verlieren wollten, merkten sich das, und wurden der Stadt weit verderblicher, als sie es je gewesen waren.

Als sich das Waffenglück auf die Seite der Alliirten neigte, ließ Bercagny die Berliner Zeitungen dergestalt umdrucken, daß er wegstrich und hinzusetzte, was ihm gut dünkte. Das Blatt war mit den unverschämtesten Lügen angefüllt. Aber

die Magdeburger hatten bei aller Aufpasserei doch Mittel, sich unverfälschte Originale zu verschaffen. Als er dieses erfuhr und seine Verfälschungen an den Pranger gestellt sah, erließ er das Verbot, daß der, bei welchem man die benannten Zeitungen fände, mit einer Geldstrafe von 100 Stück Napoleonsd'or oder einer Leibeszüchtigung belegt werden sollte. Ein Magdeburger ließ sich über diesen Punkt witzig genug aus, indem er sagte: in den unglücklichen Zeiten der Belagerung war unser Zeitungswesen nur eine an die hohe Polizei verpachtete Wiese, worauf wir wie wiederkäuende Thiere behandelt wurden; entstellte Wahrheiten, selbst erfundene, reisenden Kaufleuten zugeschriebene Briefe, Verdrehungen, Lügen und Infamien machten unsere Weide aus.

Während der Blokade zog der böse Bercagny keine gelindern Saiten auf. Er hatte das Schwerdt des Gouverneurs in den Händen und schlug damit auf die Magdeburger, mit unbarmherzigen Streichen los. In der Zeit machte er so

recht eigentlich das Maaß seiner Sünden voll. Vielleicht glaubte auch er es nicht, daß die Macht, die sich einmal schon von den blutigen Trümmern ihrer Niederlagen erholt hatte, untergeh'n werde. Aber, als Paris in die Hände der gerechten Sieger gefallen war, da wandelte auch ihm ein unwillkührlicher Fieberfrost an. Ihn drückte das Gewicht einer schweren Verantwortlichkeit, er sann auf Mittel, mit heiler Haut davon zu kommen. Im Herzen der edlen und gerechten Bürger, die ihn immer verabscheueten, war ihm das Galgenurtheil gesprochen. Er entwischte wie der Wolf aus dem Schafstall, in dem er mit wilder Blutbegierde gewüthet hat. Seinem Richter wird auch er so wenig entgeh'n, als das ganze Schurkenheer, was den Ruin der Städte und Dörfer beschleunigen half.

Zum Schlusse noch Etwas über diesen Mann, der als Handhaber der Gerechtigkeit, der Ordnung und Beschützer des Eigenthums, sich nicht schämte,

öffentlich in der Gestalt eines Gartendiebes zu erscheinen.

Wenn selbst eine höhere Behörde, die den Untergebenen mit gutem Beispiele vorgehn, für die Bestrafung grober Vergehungen wachen soll, damit den Ausbrüchen des Lasters und der Leidenschaften gesteuert werde, sich die ehrlosesten Handlungen erlaubt, was soll man von ihr denken? Bercagny lud sich diese Schuld nicht allein für seine Person auf, er bediente sich auch seiner Untergebenen zur Vollziehung schlechter Streiche, die der gemeinste Mensch zu verüben, sich schämen würde.

Fast am Schlusse der Belagerung führte Bercagny den in seinen Diensten stehenden Gärtner Beholz, nebst einem andern Gehülfen, durch die Posten vor dem Thore, nach einem Garten hin, wo vorzügliche Spargelanlagen sind. Ohne Beiseyn des Präfecten, hätten die Schildwachen die Leute nicht durchgelassen. Ausdrücklich führe

ich an, daß der Beholz ehedem Gärtner bei dem Eigenthümer des Grundstücks war, was beraubt werden sollte, und vielleicht war es eben jener Mensch, der seinem neuen Herrn den Diebesplan an die Hand gab, welchen er in eigener Person mit ausführen half. Zwei Tage hindurch wurden die Spargelpflanzen aufgegraben und in dem Garten des Präfecten wieder eingepflanzt, um davon den Nießbrauch zu ziehen.

Als der Präfect erfuhr, daß der Raub entdeckt war, ließ er den Eigenthümer zu sich kommen, und drückte ihm dreißig Thaler in die Hand, indem er sagte: „nehmen Sie diese Entschädigungssumme an, die mehr beträgt, als Ihr sämmtlicher Spargel werth ist.“

„Herr Präfect,“ sagte dieser, die Beete gaben mir zehn Jahre hindurch die Zinsen von einem Capital von 400 Rthlr.“

„Geh'n Sie, reden Sie nicht weiter, der

Boden ist noch da, Sie können neuen Spargel anlegen."

Zwar pflegt man zu sagen: eine Krähe hackt der andern kein Auge aus, aber bey Bercagny fand nicht einmal diese Tugend statt, denn er hackte auf Freund und Feind los. In der ersten Zeit wußte er sich mit dem General-Commissair Schulze recht gut zu vertragen. Sie spielten aus einer Karte, und befanden sich wohl dabei. Bald kamen sie einander ins Gehege. Unter verderbten Menschen findet Freundschaft auf die Dauer nie statt. Bercagny erfuhr aus einer unlautern Quelle, daß Schulze sich für die ausgestellten Pässe das Doppelte bezahlen lasse, und es für sich behalte. Nemlich in der letzten Zeit der Blokade, ertheilte man den Magdeburgern Pässe, daß sie aus der Stadt nach der umliegenden Gegend gehn durften. Die Betrogenen glaubten, daß man ihnen, preußischer Seits, die Erlaubniß verstatten werde, wieder zurückkehren zu dürfen. Das

ging aber unter den dermaligen Umständen nicht an, und so waren viele Menschen ausgesperrt.

Bercagny hatte den Schulze wegen der zugemutheten Betrügerei bey dem Gouverneur verklagt und war in hämischer Freude seines Siegs schon gewiß, demselben eine harte Demüthigung zuzuziehn. Aber Schulze hatte wenigstens diesmal gerechte Sache und konnte durch schriftliche Zeugnisse seine Unschuld beweisen. Er forderte daher Rechtfertigung und Ehrenerklärung, er, der eigentlich seine Ehre verwirkt hatte, von einem eben so ehrlosen Mann und suchte sich auf der Stelle an dem Präfekten durch die Denunciation seiner Spargeldieberey zu rächen. Der Gouverneur, als er die Schändlichkeit erfuhr, machte große Augen, gab dem Herrn Präfekten einen Verweis mit dem Andeuten, sich nicht wieder auf einer solchen Handlung betreten zu lassen. Wüthend und vielleicht auch ein wenig beschämt, zog Bercagny seine Straße.

Da einmal von diesem Schulze die Rede ist, muß ich noch eine Geschichte von ihm einweben, die ich aus dem Munde eines angesehnen Bürgers aus Magdeburg erfuhr. Das Ganze meiner Briefe soll ja auch kein philosophisches System ausmachen, sondern durch sein buntes Gemisch zu Ihrer Unterhaltung dienen; es kann also nun auch nichts ausmachen, wenn ich mir, am Schlusse dieses Briefs, noch ein Einschiebsel erlaube.

Der erwähnte Magdeburger hatte einen Sohn in H... Als die Sonne der Rettung unseres Vaterlandes mit ihren ersten Strahlen hinter den Hagelgewölken wieder hervortrat und die Passage nach H... hin noch nicht gesperrt war, gab der Bürger einem sichern Fuhrmann einen Brief mit, den er dem in H... wohnenden Sohn bringen sollte. Im Thore zu H... wurde der Fuhrmann gefragt: ob er auch Briefe bey sich habe? Diese Frage fiel ihm aufs Herz, er wurde verlegen und leugnete. Dies entging den spähenden Augen des Aufpassers nicht, welcher mit zuversichtlicher Drei-

stigkeit ihm ins Gesicht sagte: „leugne ers nur nicht, er hat Briefe bey sich und ich finde sie doch.“ Sogleich griff der Visitator dem Fuhrmann in die Tasche, zog eine kleine Schreibtafel heraus und fand den Brief. Der Fuhrmann wurde arretirt, zur Policey geführt, mußte den Verfasser des Briefes nennen, ein Protokoll unterschreiben und wurde, nach der Zahlung einer mäßigen Geldstrafe, wieder entlassen.

Unerwartet erscheint ein Polizeidiener im Hause des Magdeburgers, mit dem Befehl von Schulze: sich um acht Uhr bey ihm einzufinden. Ein solcher Befehl, der nie ohne nachtheilige Folgen war, wirkte sehr beängstigend auf den Bürger; doch beruhigte er sich, da er sich keines Unrechts bewußt war und zum Glück fiel es ihm nicht ein, daß der Brief möglicher Weise verloren gegangen seyn könne. Er erschien zur bestimmten Zeit vor Schulzen. Aber wie groß war sein Schreck, als dieser ihm den Brief an seinen Sohn zeigte, in dem auf dem Rande die Worte geschrieben standen:

„die Preußen sollen gesiegt haben. Gott lebt noch und wird uns aus der Noth helfen."

„Haben Sie den Brief geschrieben?" fragte Schulze mit faltenvoller Stirn und im zürnenden Tone. —

„Ich kann's nicht leugnen," erwiederte der Bürger. —

„Wie meinen Sie das: die Preußen sollen gesiegt haben! Gott lebt noch und wird uns aus der Noth helfen." —

„Wie es da steht," war seine Antwort. —

„Herr, wie können Sie wünschen, daß die Preußen siegen mögen? Was haben Sie für Noth? Kann sich ein Unterthan auf Erden glücklich schätzen, so ist es der Westphale. Sehn Sie, wenn zwanzig Preußen mit aufgepflanzten Bajonetten in dieser Stube erschienen und mir die

Spitzen derselben auf die Brust setzten, dennoch würde ich sagen: stoßt zu, ich sterbe gern für meinen König und Kaiser. Herr, so sollten Sie auch denken. Da Sie aber nicht so dachten, müssen Sie bestraft werden. Heute noch werde ich dem Herrn Gouverneur Ihr Verbrechen anzeigen. Kommen Sie morgen um 8 Uhr wieder, da soll über Ihr Schicksal entschieden werden."

Der Bürger, welcher den Gang der Gesetzverwaltung und seine unbarmherzige Strenge kannte, flehte um Schonung und Nachsicht. — „Was meine Pflicht befiehlt, entgegnete ihm Schulze, kann ich nicht zu Ihrem Gunsten ändern." Er machte ihm eine Verbeugung und der Unglückliche verstand sie und ging.

Welch einen Jammer richtete die Erzählung des Mannes in seiner Familie an. Man fürchtete sogar, daß der Gatte und Vater seine Freiheit, wohl gar sein Leben verlieren werde. Er ging zu seinen angesehnsten Freunden, und bat sie

um ihre einflußreiche Fürsprache. Diese nahmen sich seiner auch mit einer solchen Thätigkeit an, daß Schulze seine geschärften Pfeile, wodurch er so manchen redlichen Bürger schmerzhaft verwundet hatte, wieder in seinen Köcher steckte.

Zehnter Brief.

Lastergemälde, wie sie die Hölle wohl nicht ärger aufzuweisen hat, werde ich nun erscheinen lassen müssen. Es ist kein erfreuliches Geschäft, den Menschen auf der Stufe unwürdiger Niedrigkeit zu sehn, und mit schwerem Herzen gehe ich an das Werk, ihn da in seiner widrigen Gestalt zu zeigen. Aber daß so viele Menschen, die man früher für leidlich gut halten konnte, die sich mit ihrer abschreckenden innern Gestalt nicht ans Licht wagten und zum Preise der Moralität verborgen

blieben, schlecht wurden, sich in bösen Streichen übten, daran war ohnstreitig der Geist der westphälischen Regierung und diejenigen, welche das Ruder derselben führten, allein Schuld. Man war für alle Strafen, für alles Anklagen und alle Plackereien hier am sichersten, wenn man in die Gesellschaft der Gewissenlosen trat, die mit dem Leben und Eigenthum ihrer Mitbürger ein schändliches Spiel trieben. Viele der einträglichen Nahrungszweige waren vertrocknet, die ewige Abgabenoth preßte, der Hunger that weh, und so verkaufte Mancher für ein sicheres Jahrgehalt, was seine listige Industrie steigerte, den Rest seiner Tugend und seines Bürgersinns. Man war unter die Wölfe gerathen und konnte sich oft gegen ihr Verschlingen nicht anders sichern, als daß man mitheulte.

Den ehrlosen Seelen, die von jeher in jedem Vaterland kein Vaterlande hatten, die wie Raubbienen sich von fremdem Fleiße ernähren ließen, die von der edlen Schaam schon längst geschieden

waren, welche um ein gutes Geschenk die Bandi-ten des guten Namens und der Ruhe ihrer Ne-benmenschen wurden, muß man in der Welt vie-les verzeihn; daß sich aber auch Männer zu der Bande gesellten, die Erziehung und Kenntnisse besaßen, die auf ehrenvollen Posten standen, das ist zu arg.

So kenne ich einen im Publico angesehenen Mann, den ich, aus Achtung gegen seine Fami-lie, nicht näher bezeichnen will, welcher von unserm Churfürsten zu einem einträglichen Amte befördert wurde, in einer ehrenvollen Achtung lebte, wel-cher so der neuen Regierung das Wort sprach, so seine Mitbürger drückte, so den Speichellecker der Franzosen spielte, so sich vor ihnen bückte und schmiegte, sie zu sich einlud und bey ihnen schmaußte, daß er die stille Verachtung aller Red-lichgesinnten auf sich lud, die ihn nun laut hassen und verachten. Und dergleichen Männer gab's in allen Orten und besonders in den größten und volkreichsten Städten des Königreichs.

Mußten die Franzosen nicht endlich glauben, daß sie besser wären, als wir? Mußten sie nicht mit geheimem Hohn auf uns hinsehn? Verächtlich haben sich ihnen viele Deutsche in einem hohen Grade gemacht, daß sie sich von ihnen zu den niedrigsten Ränken, zu den ehrlosesten Kabalen misbrauchen ließen und die Schergen und Henkersknechte ihrer Mitbürger wurden. Möge die Gerechtigkeit der Gesetze mit dem Blute dieser Buben die Flecken von unserer Nationalehre abwaschen.

Wahrlich, mit Unwillen glaube ich's, man verfährt mit den Leuten, die sich mit Leib und Seele der westphälischen Regierung verkauft hatten, die ihre Fürsten und ihr altes Vaterland beschimpften, viel zu glimpflich.

Auch die Tugend muß zu ihrem Troste und ihrer Ermunterung sehen, daß die Strafe dem Laster auf dem Fuß folgt.

Fort mit den Bösewichten, wer sie seyn und

wie sie heißen mögen, die unsere Leiden erschwerten, unser Unglück vermehrten und dazu beitrugen, daß unsere Lage so unerträglich wurde. Wenn das öffentliche Gesetz sie nicht züchtigt, so entstehe unter uns der Bund, sie aus unsern Kreisen zu stoßen, damit die allgemeine Verachtung sie angrinze, ihr Haus für sie ein Kerker werde, in das sie sich einsperren müssen mit ihrem bösen Gewissen und mit ihrer wohlverdienten Schmach.

Jetzt will jeder wieder Hesse, Preuße, Hannoveraner u. s. w. seyn, der es unter der frühern Regierung nicht war. Solche Leute sind Wetterfahnen, die sich nach allen Himmelsgegenden hindrehen, wohin die Luft weht. Ein jeder führt Beweise an, ob sie auch wie ein Sieb durchlöchert seyn mögen, wie patriotisch er war, wie er sich durch keine Gefahren von seinem Patriotismus abschrecken ließ. Von einigen mag das gelten, aber im Allgemeinen kenne ich Leute, die in ihre ehemaligen Posten wieder eingestellt

sind, die den Staupenschlag verdienten. Sie haben ihre Landsleute, ihre Fürsten verrathen und verdienen es wahrlich nicht, daß man auf deutschem Boden mit Wasser ihren Durst lösche. Halten Sie mich ja nicht für hart und grausam. Wer sich an mir vergeht, dem kann ich wohl verzeihn, wer sich aber an seinem Landesherrn und Volke versündigt, den achte ich des Schusses nicht werth, der ihn zur verdienten Hölle hinhilft. Doch, ich komme nach dieser Abschweifung, die Sie mir vergeben mögen, endlich zur Zeichnung meiner Lastergemälde.

Der Polizei-Inspektor Würtz, der böseste von der Rotte, soll hier auch der erste seyn, dem ich seine rechte Ehre anthun will. In die Farben der Nacht will ich meinen Pinsel tauchen.

Der Körper des verrufnen Würtz, der wie ein Würgengel umherschlich und Opfer zu erhaschen suchte, war gewissermaßen der sichtbare Abdruck seiner durch Laster aller Art verzerrten Seele.

Sein Leib war von der Gicht gefoltert, lang und trocken und im Gesichte trug er die unverkennbaren Züge seiner innern Teufelei. Er hat einen kleinen Kopf, in dem aber eine Werkstatt aller Kniffe, Ränke und Kabalen aufgeschlagen ist. Sein Blick ist scheu, unstät und feuerlos. Das Auge eines redlichen Mannes, das sich auf ihn heftet, kann er nicht lange ertragen, und er schlägt den Blick, von innern Teufeleien geplagt, zur Erde nieder. Sein Mund ist weit ausgedehnt und mit schwarzen Zähnen sind seine Kinnbacken, wie Brandpfähle, ausgespickt. Kinn und Nase sind spitz. Ein braunes Haar überkräuselt die Stirn, welche das Theater ist, auf dem die Leidenschaften abwechselnd ihr verruchtes Spiel treiben. In seinem Anzuge richtet er sich nach der Mode. Den üblen Geruch, welcher vielleicht von seinem Körper ausgeht, sucht er durch duftende Wasser zu ersticken. Aber diese seine Leibesgestalt, so wenig Anziehendes sie auch hat, ist doch schön, wenn man sie mit seiner Seele vergleicht.

Da haben Sie den Steckbrief von dem entlaufenen Würtz. Begegnet Ihnen ein Mensch in dieser Form, so ist es kein anderer als Würtz; geh'n Sie dem Ungeheuer mit einem verächtlichen Blick aus dem Wege, denn sein Athem vergiftet die Luft.

Er konnte sich höchst beliebt und sehr gefällig machen. Leicht fand er Eingang bei unbewachten Herzen, die den Tiger nicht kannten, welcher, Menschenwohl zu zerreißen, unablässig auf die Jagd ging. In seiner Miene hatte er ein stetes Lächeln, das er gebrauchte, um vertrauungsvolle Seelen in sein Netz zu födern. Er konnte nicht allein die Rolle eines ehrlichen Mannes fürtrefflich spielen; nein, er rühmte sich auch mit bescheidenen Farben seiner Rechtschaffenheit und beklagte sich, daß er Feinde habe, mit denen er es doch, wie ein Bruder, gut meine. „Muß ich meine Pflicht nicht thun, so schwer es mir oft wird," sprach der Falsche, „da ich bei der Polizei angestellt bin? Kann sich nicht ein jeder vor der

Strafe hüten? O! daß ich nie einen Schuldigen fände!"

Wenn er des Nachts auf Raub ausging, oder auch im Lande umherschlich, wußte er sich durch die Art seiner Kleidung und auch durch Schminken ganz unkenntlich zu machen. Er hatte alle Kniffe studirt, um mit dem besten Erfolg sein böses Handwerk zu treiben. Man hat der Beispiele, daß er eine leichte Leiter mit sich führte, um Menschen, die ihm verdächtig schienen, und im zweiten Stock wohnten, zu behorchen.

In Cassel wurde er gefürchtet, wie eine Schlange, die im Finstern schleicht und durch ihren Giftbiß unversehens tödtlich verwundet. Er trat in öffentliche Gastwirthshäuser und ließ sich Leckerbissen aller Art reichen, bezahlte nicht, ob er's gleich versprach. Er machte Schulden und gab den Debitoren keinen Heller zurück. Wer ihn mahnte, dem suchte er zu schaden.

Er war es, der sich der Methode bediente, auf die Regierung zu schelten, mit deutscher Ehrlichkeit vor den Dienern der Polizei zu warnen, um die Menschen sicher zu machen.

Wie viele Leute hat er auf diese Weise zum Falle gebracht und ins Unglück gestürzt, eh' man ihn kennen lernte, und der Abscheu gegen seine Frechheit, mit den heiligsten Tugenden ein verbrecherisches Spiel zu treiben, allgemein wurde. Um an dem Sturze des Ministers von B. . . thätig mitzuarbeiten, suchte er durch vorgespiegelte Versprechungen seine Umgebungen in seine Falle zu führen und sie wider den geachteten Mann zu reizen, aber es gelang ihm nicht.

Der Director Sigismund, welcher mit B. . . dem er attachirt war, seinen Abschied erhielt, begegnete Würtz einst in einer engen Straße. Freundlich reichte er ihm die Hand und sagte: „es thut mir in der Seele weh, daß Sie Ihr Amt verloren haben. Aber so geht es bei uns, die ed-

len, bessern und gerechten Menschen werden versto=ßen. Der Teufel mag hier länger Unterthan seyn, wenn nicht bald eine bessere Ordnung der Dinge eintritt. Meine Lage ist die infamste, die sich denken läßt. Aerger und Verdruß, Feindschaft und Haß, das ist mein Lohn. Meine Stelle wirft kaum so viel ab, daß ich mich und die Mei=nen standesmäßig kleiden kann."

Sigismund wußte es wohl, wie er sich zu verhalten hatte und erwiederte: „wenn Ihnen die Stelle nicht gefällt, warum danken Sie denn nicht ab? Uebrigens fruchtet Ihr Schelten auf die Regierung gegen mich nichts. Aber ich werde Ihre Aeußerungen dem Minister Malchus mitthei=len, der kann dem Könige davon sagen. Redeten Sie die Wahrheit, so wird man Sie dafür mit einem einträglichern Posten belohnen."

„Ums Himmels willen," bat der erschrockene Würz, „sagen Sie dem Minister kein Wort von dem, was ich Ihrer Freundschaft anvertraute."

„Nein, das will ich nicht, aber eine Bitte: versuchen Sie es nie wieder, durch Ihre niederträchtige Verstellung mir zu schaden, sonst werde ich von Ihren freundschaftlichen Eröffnungen Gebrauch zu machen wissen."

Besonders groß und ausgebreitet war die Bekanntschaft des Würtz mit den weiblichen Domestiken. Er wußte sie durch kleine Bestechungen zu gewinnen und fesselte sie auch wohl durch das Seil eines unerlaubten Umgangs, in den er sich mit ihnen zu setzen bemüht war. Was es ihm auch kosten mochte, er suchte sie zu Werkzeugen zu erniedrigen, die das innerste Heiligthum der Familien ihm verriethen, und sofort zur schwärzesten Undankbarkeit gegen ihre Herrschaft verleitet wurden. So weit brachte er's, daß man seiner Dienerschaft nicht mehr trauen durfte.

Ob Familien durch ihn unglücklich gemacht und an den Bettelstab gebracht wurden, kümmerte ihn nicht. So viel ist indeß gewiß, daß ohne ihn,

hin und wieder mehr Böses geschehn seyn würde, aber es in guter Absicht zu verhüten, war sein Wille nicht. —

Von einem Bureauchef des Kriegsministeriums erfuhr er auf seiner Jagd, Menschen ins Verderben zu stürzen, daß er seiner Gattin ein vorzügliches Meßgeschenk überreicht hatte, was freylich mit seinen Einnahmen und der zu ernährenden starken Familie in keinem Verhältniß stand. Nach vielem Nachforschen erfuhr Würtz, daß sich der Mann von mehrern Landleuten hatte Geld in die Hand drücken lassen, weil sie hofften, daß ihre Söhne durch ihn conscriptionsfrey werden würden. Würtz, über die Entdeckung sehr erfreut, zeigte die Thatsache der Polizei an und der Angeklagte, da er nicht leugnen konnte, wurde ins Gefängniß geworfen und nachdem der wider ihn erhobene Prozeß zu Ende war, mit seiner Gattin und sieben Kindern verwiesen. Würtz freute sich im Herzen über das Blutgeld, welches er sich durch seine böse That erwarb.

Seine Frau, in Berlin unter dem Namen: „der Hallischen Miene" bekannt, war die ärgste Kokette. Obschon eine verblühte Schöne, wußte sie doch durch die Künste ihrer Buhlerey besonders Liebhaber aus vornehmen Ständen in ihr Netz zu ziehen. Sie lockte dem Verschwiegensten in den Schäferstunden, wo sich das Herz aufthut und die Riegel kluger Vorsicht sich zurückschieben, manche Neuigkeit ab, die sie dann ihrem Ehegemahl mittheilte, welcher davon einen beliebigen Gebrauch machte und einen einträglichen Handel damit trieb.

Die größte Sünde, die Johann von Müller je auf sich lud, war ohnstreitig die, daß er den Würtz zur Stelle eines Polizei-Inspektors verhalf. Es ist unmöglich, die Gründe zu erforschen, die den sonst klugen Mann vermogten, einen Menschen mit seiner Fürsprache zu unterstützen, der sie nur dazu anwandte, das möglichste Böse zu thun. Würtz lud sich anfangs in seinem Posten solche Verbrechen auf, daß er eingezogen und cassirt wurde. Johann von Müller ließ nicht eher

nach, bis er seinen Schützling in Braunschweig als Commissair bey der Polizei angestellt sah. Er verließ seine Frau, trennte sich von ihr, nahm ein anderes Weib mit sich, und trieb einen unerlaubten Umgang mit ihr.

In Braunschweig, wo er sich bald allen Redlichen zum Schrecken machte, beging er der Unthaten sehr viele. Aber die Stunde seiner Bestrafung war gekommen. Er hob eine Pharobank auf und erklärte das vorgefundene Geld für eine gute Prise, die er selbst zu seinem Nutzen verwandte.

Diese Dieberey wurde verrathen und er zum zweitenmal von seinem Posten gejagt. Aber seine listige Niederträchtigkeit half ihn, bey einer Regierungsverfassung, wie die Westphälische, die solcher Teufel bedurfte, um das auflodernde Freiheitsgefühl der Unterthanen zu schrecken und zu erdrücken, wenn auch nicht wieder zu Ehren, denn diese hatte er auf immer verwirkt, doch zu Brodte

und in der Gelegenheit, die ihm Lebensbedürfniß war, Menschen unglücklich zu machen. —

Bercagny wurde sein Patron und beförderte seine abermalige Anstellung und Bongars ließ ein so werthes Mitglied seines höllischen Vereins nicht wieder fahren. Auch ihn haben die Kosacken hinweggescheucht.

Ein würdiger Spießgeselle des Würtz war Savagner, General-Secretair der hohen Polizei in Cassel, früher General-Commissair in Halberstadt Ehmals stand er in Strasburg bey einem Gerichtshofe, als Secretair, wurde aber seines unordentlichen Lebens halber weggejagt, und fand sein gutes Auskommen in Cassel. Bercagny hob ihn aus dem Staube empor und verlieh ihm die Gewalt, Schaden zu thun. Sein treuester Freund war Würtz, wenn es unter Buben Freundschaft geben kann. Gutes weiß man von ihm nicht, aber durch Schandthaten aller Art hat er

sich unter uns ein bleibendes Gedächtniß gestiftet. Auch er wurde cassirt, aber wieder zurückgerufen.

Nun noch eine Geschichte von dem Polizey-Inspector Darlin, einem Franzosen, und damit sey das Gemälde der Polizeibuben geendigt. Ich theile Ihnen diese Anekdote so abschriftlich mit, als sie eben vor mir aufgeschlagen daliegt.

In Cassel lebten von den Interessen eines kleinen Capitals Mutter und Tochter in großer Eingezogenheit. Ihr Ruf war unbescholten. Wodurch sie sich in das nachtheilige Licht gesetzt haben, daß sie den Franzosen abhold wären, weiß ich nicht. Wegen ihrer großen Eingezogenheit konnte man ihnen nichts anhaben. Ein Freyling von der Polizei sieht die Tochter auf einem Spaziergange mit der Mutter; sie gefällt ihm und er entwirft den Plan zum Sturz ihrer Unschuld. Eines Tags erscheint ein Polizeidiener bey der Tochter und ladet sie in einem befehlenden Tone ein, sich sogleich vor Darlin zu stellen. Mutter

und Tochter, die sich nichts Böses bewußt sind, erschrecken anfangs, fassen bald Muth und das Mädchen geht zu dem Inspektor hin. Sehr artig wird sie von Darlin empfangen, er nöthigt sie zum Sitzen, fragt nach ihren Familienverhältnissen und macht ihr am Ende den Antrag, sich in die Zahl der feilen Personen aufnehmen zu lassen, die vom Staate berechtigt sind, mit dem männlichen Geschlecht einen verbotenen Umgang zu unterhalten. Diese Sprache befremdet sie sehr, sie bittet um eine nähere Erklärung und hört mit Erstaunen, wie sehr sie erniedrigt werden soll.

Sie springt, vor Entsetzen außer sich, auf, eilt zitternd zu einem ihrer nächsten Verwandten, stürzt im Zimmer auf einen Stuhl nieder und kann vor Weinen nicht reden. Man ruft die Mutter herbey und die Tochter fängt an, die Ursache ihres heftigsten Schmerzes derselben mitzutheilen. Wegen des Riesenkampfes mit der Polizei wird der gute Rath theuer; endlich entschließt sich die Mutter, zu Darlin zu gehn; sie beschwert

sich, zerfließt in Thränen, betheuert die Unschuld ihrer Tochter und fordert Genugthuung. Darlin nennt einen andern Polizeibuben, den Kautz, von welchem er den Auftrag erhalten hätte, ihre Tochter rufen zu lassen und ihr das Bewußte zu eröffnen.

Es vergehn einige Tage über den nagenden Kummer dieser Beschimpfung, und siehe da, die Tochter wird zu Kautz vorgefordert. Statt ihrer, erscheint die Mutter, wird heftig und zwingt ihm endlich die Erklärung ab, man habe ihre Tochter spät auf der Straße und in Gesellschaft einer Mannsperson gesehn. Die Mutter, bisher selbst die unzertrennliche Wächterin ihrer Tochter, will den Kautz aus Furcht vor der Polizei nicht Lügen strafen, verlangt aber Confrontation mit dem Denunzianten und drohet widrigenfalls mit der Justiz. — Zum drittenmal wird die Tochter gerufen, und zwar unter Drohung der Strafe, wenn sie nicht erschiene. Sie erscheint, von ihrer Mutter begleitet, und welch eine herzerschütternde Ueberra-

schung! Sie finden, dem Kautz zur Seite, den Denunzianten, welcher mit frecher Stirn gegen die Tochter zeugt. Er war der unwürdige Sohn eines sonst braven Casselschen Bürgers.

Alle Betheurungen, alle Schwüre, Thränen und Beziehungen auf glaubhaftere Zeugen gleiteten fruchtlos an dem Herzen des Kautz und seines verworfenen Miethlings ab. Kautz triumphirte mit einem Hohngelächter der Hölle über die Leichtgläubigkeit und das blinde Zutraun der Mutter und entläßt sie für heute mit der Erwartung eines nähern Bescheides.

Unterdessen will einer der angesehnsten Verwandten dieser trostlosen Familie ins Mittel treten, er wendet sich schriftlich an den Justizminister, und bittet um Genugthuung für den ihm und seiner Familie angethanen Schimpf. Aber auch jetzt hören die Nachstellungen nicht auf. Eine niedrige Frau, Madame Kroschky, weiß sich mit einem Billet von Schalch einzuschleichen, Mutter

und Tochter protestiren feierlich gegen die Annahme desselben, die Ueberbringerin nimmt ihre Zuflucht zum Bitten und zur Versicherung, daß dieses Briefchen eines sehr erfreulichen Inhalts wäre. Umsonst! Madame Kroschky wird mit dem Billet abgewiesen. Das lange Stillschweigen des Justizministers läßt die unglückliche Familie das Schlimmste fürchten, Mutter und Tochter verzehren sich anschaulich in dem bittersten Gefühl der Schande und des Kummers. Die Folge davon war ein langwieriges, schleichendes Nervenfieber, an welchem die Mutter litt und das Hinwelken der Tochter.

Endlich kömmt ein Schreiben des Ministers auf die Vorstellung ihres Verwandten und die ganze Genugthuung besteht in einigen Worten der Empfindlichkeit über den unangenehmen Vorfall und der Versicherung, daß die Thäter würden zur Verantwortung gezogen werden. Uebrigens, so hieß es, gebe man den beyden Damen den wohlgemein-

ten Rath, die Sache mit Stillschweigen zu übergehn und gänzlich zu unterdrücken.

Darlin stürzte sich selbst durch mehrere Schandthaten und wurde nach Frankreich verwiesen.

Eilfter Brief.

Der Justizminister, von dem ich am Schlusse des letzten Briefs sprach, war Simeon.

Napoleon, der Allgewaltige, dessen unersättliche Ehrsucht, jede Art von Ruhm an sich zu reißen, bemüht war, wollte nun auch der Gesetzgeber der von ihm überwundenen und unterjochten Nationen seyn; er drang, um sie seinen Franzosen zu assimiliren, ihnen sein jämmerliches, von französischen Zungendreschern zusammen gestoppeltes Ge-

setzbuch auf, das weder mit ihrem Character, noch ihren Sitten harmonirte und weiter nichts, als eine unerschöpfliche Quelle von Expressungen geldgieriger und habsüchtiger Advocaten und Procuratoren war. Und doch erreichte er seinen Zweck nicht, denn die Völker waren und blieben, mit sehr wenigen Ausnahmen, den französischen Gesetzen um so abgeneigter, da sie gezwungen waren, Recht nach ihnen zu nehmen.

Ob die, von ihm in Strasburg vorgenommene Finanz-Operation, wo er drei officielle Ausgaben dieses Code Napoleon veranstaltete, die Kosten dafür nach Belieben bestimmte, und den Gewinn in die Tasche steckte, ein günstiges Vorurtheil für den Chef der Justiz im Königreich Westphalen zu erwecken, geeignet war, will ich unerörtert lassen. So viel ist indeß gewiß, daß alle die Franzosen, die zu uns kommen, uns als geduldige Schaafe behandelten, denen man wenigstens die Wolle nahm, wenn man ihnen nicht das Fell über die Ohren ziehen konnte. Ob aber der Justizminister

unbedingt in dieser Kathegorie mitbegriffen war, mag dahin gestellt seyn.

Von dem Buchhändler Levrault ließ er sich nemlich für die Vergünstigung, den Code verkaufen zu dürfen, 10,000 Franken baar bezahlen; auch behauptet man, daß die Justizstellen in seinem Bureau käuflich waren. Uebrigens lasse ich Simeon gern die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er unter den Bösen der Schlimmste nicht war, ja er besaß Eigenschaften, die ihn liebenswürdig und geachtet machten. Ein Wunder ist's, daß er sich so lange auf seinem Posten hielt. Er vermied mit standhafter Beharrlichkeit alle die Gesellschaften, wo das Laster freien Spielraum hatte, die der König veranlaßte und welchen er mit Vergnügen beiwohnte.

Der Kriegsminister, ein geborner Franzose, war Sallah. Der König erhob ihn zu einem Grafen von Höne, welchen Namen er nach einem, nicht weit von Cassel belegenen Dorfe annahm,

in dem er ein Gut besaß. Dieser Sallah war ein Mann ohne Gewissen, Recht und Pflicht. Seine Grausamkeit, mit der er gegen Menschenleben wüthete, hat fast ihr Gleichen nicht.

Sie wissen es, wie viele Menschen in der Schreckenszeit, wo man dem Geiste der westphälischen Unterthanen nicht traute, erschossen wurden. Insbesondere war dies in Cassel und Magdeburg der Fall. Mit der größten Leichtigkeit stimmte er für das Erschießen. Welche Opfer sind durch seine Schuld gefallen!

Der Minister des Innern war Wolfradt. Auch dieser Mann wurde von dem Könige mit dem Grafentitel beschenkt, mit dem er überhaupt sehr freigebig war. Die allgemeine Stimme spricht wider ihn, aber bisweilen hörte man doch auch Gutes von ihm reden.

Dieser westphälische Minister hatte schon im Jahre 1807, noch ehe Hannover mit Westphalen

verbunden wurde, 60,000 Franken Gehalt und 60,000 Franken Bureaukosten. Wolfradt besoldete seine Leute nur kärglich und gab den Ueberschuß dem Staatsschatze zurück. Ob er sich damit nicht bei dem König und Volke in Credit setzen wollte, dem er als ein Muster der Uneigennützigkeit erschien, entscheide ich nicht. So viel ist aber gewiß, daß er unrecht that, den Lohn derer zu schmälern, die unter ihm arbeiteten, und denen der Staat solchen zuerkannt hatte.

Der Minister Staatssecretair, ein Liebling und alter Busenfreund Jerome's, war Camus. Als der König in Bordeaux und später in Baltimore noch Handlungsdiener war, arbeitete er, ohne es damals wohl nicht zu ahnen, daß sein Compagnon einst ein deutscher König werden würde, mit ihm zugleich auf einem Comptoir. Jerome gedachte seines Freundes, als er wie ein Wunderkind zu einer unverdienten Würde hinangezaubert war, ließ ihn kommen, erhob ihn zum Staatssecretair, verlieh ihm im Hessischen sehr ansehnliche

Besitzungen und machte ihn endlich zum Grafen von Lichtenstein. Sein Wirkungskreis war, seinen Kräften angemessen, unbedeutend, und es läßt sich überhaupt von diesem Mann, was ich ihm in unserer eisernen Zeit für ein Lob anrechne, weder Gutes noch Böses sagen.

Noch muß ich eines Mannes erwähnen, der am westphälischen Hofe keine unbedeutende Rolle gespielt hat, nemlich des Präsidenten J. . . Mit einem sehr großen Vermögen verband er viel speculative Gewandheit, die er denn auch am gedachten Hofe, wo man immer Geld brauchte, sehr gut anzuwenden wußte, und ohne sich Schlechtigkeiten zu Schulden kommen zu lassen, dieses sein Vermögen durch wohl combinirte Speculationen beträchtlich vermehrte. In früheren Zeiten war er Kammeragent in Braunschweig, in der Folge ward er Hofagent in Cassel, und bei Errichtung des jüdischen Consistoriums, dessen Stifter er war, Präsident und Ritter der westphälischen Krone. Uebrigens war er ein Mann von liberalen Grund-

säzen, und sein eifriges Bestreben, seine so tief herabgesunkene Nation empor zu heben, würde ihm zum größten Ruhm gereichen, wenn die Reinigung dieses Augyasstalls nicht wirklich herkulische Kräfte erfordert hätte, denen seine Schultern nicht gewachsen waren, und er, wie leicht voraus-zusehen war, das ganze Heer der Orthodoxen seiner Nation gegen sich aufbrachte, die jeder Neuerung und jeder Veredlung den tödtlichsten Haß geschworen hatten; so kann man sich denken, daß seine neuen Einrichtungen ihren Beifall nicht erhielten.

Der eigentliche Zweck dieses Consistoriums war ohne Zweifel auf die Verbesserung einer gänzlich gesunkenen Völkerschaft abgesehen, deren sich täglich mehrende Mitglieder den Staaten, die sie tolerirten, keinen andern Nutzen gewährten, als die etwanigen Geldabgaben, die sie zu erlegen hatten. Um sie nun zu nützlichen Bürgern umzuschaffen, war es allerdings nothwendig, für bessere Erziehung der Jugend zu sorgen, und nach und nach

eine Menge talmudistischen und rabbinistischen Unsinn auszurotten, der zur eigentlichen jüdischen Religion gar nicht gehörte; aber man schüttete das Kind mit dem Bade aus, und da man mit Abschaffung der alten Mißbräuche allzu schnell zu Werke ging, wurden die Gemüther der Orthodoxen empört und die vorhabende Verbesserung wäre wenigstens bei der jetzigen Generation nie zu Stande gekommen. Hiezu kam, daß man aus Mangel an tauglichen Subjecten sich genöthigt sah, eine Menge junger, freidenkender Individuen zu Consistorialräthen und Syndiken zu wählen, wovon erstere ein Gehalt von 2,600 Franken bezogen.

Ein Königliches Dekret setzte die Abgaben fest, welche die in Westphalen wohnenden Israeliten zur Unterhaltung ihrer Verwaltungs, Gottesdienstlichen- und Schuleinrichtungen zu bezahlen hatten, und diese waren, nach einem vom israelitischen Consistorium definitiv entworfenen und vom Minister des Innern genehmigten Regulativ, für die ärmere Klasse um so drückender, da sie die

gewöhnlichen Staats-Abgaben ebenfalls erlegen mußten. Was der Sache vielleicht den meisten Schaden that, war ohnstreitig eines Theils der Despotism des Konsistoriums, andern Theils die freie Lebensart mehrerer junger Rabbiner und Syndiken, die auf Erhaltung der Reinheit ihrer Väterreligion keinen sonderlichen Werth legten und sich wenig an diejenigen Mosaischen Gesetze banden, die dieser kluge Gesetzgeber vermuthlich darum eingeführt hatte, um sein Volk zu isoliren und sie von aller Gemeinschaft mit andern Völkern abzuhalten. — Man kaufte sich sogar einzelne Männer für Geld, die als Mitglieder dieser Anstalt bereitwillig waren, sich in alle Anordnungen ihres Chefs zu fügen und mit denen man die Stellen der Aeltesten in den meisten Städten besetzte, die ihres orthodoxen Glaubens wegen den vorhabenden Neuerungen im Wege standen und daher abgesetzt wurden. — Auch wurden alte, obsolete Gebete abgeschafft und neue eingeführt. — Es erschien ein königliches Decret, daß sich in einem Privathause keine Versammlungen einfin-

den sollten, um zu beten und daß dieses einzig im Tempel geschehen müsse.

Da, dieses Verbots ohngeachtet, in Halberstadt mehrere altgläubige Israeliten während des Lauberhüttenfestes in einem Privathause zusammengekommen waren, um zu beten, so wurden die Theilnehmer vor ein Gericht gezogen. Der Procureur machte ihnen begreiflich, daß sie dem königlichen Decret entgegen gehandelt hätten und straffällig wären. Sie erwiederten dagegen: die Meinung des Decrets ginge dahin, daß durch Gebete in Privathäusern die Synagoge gestöhrt werde; das gemeinschaftliche Studiren hingegen kein eigentliches Gebet sey, auch nie in der Synagoge, sondern jederzeit in Privathäusern geschehen sey. Dem ohngeachtet wurden die Mitglieder dieser Zusammenkunft zu einer Geldstrafe von 1000 Franken verurtheilt.

Bei so schreienden Ungerechtigkeiten, war es wohl natürlich, daß sich das Konsistorium allen,

am Glauben der Väterreligion hangenden Israeliten, verhaßt machen mußte; sie glaubten den Umsturz dieser ihrer Religion befürchten zu müssen und es ward allgemein verwünscht und verflucht.

Hiezu kamen noch die außerordentlichen Gelderpressungen, die von demselben ausgingen.

Die westphälische Judenschaft mußte jährlich eine bedeutende Summe aufbringen; die Armen, die Wittwen und Waisen, die nicht zahlen konnten, wurden executorisch behandelt, und mußten öfters das letzte Stück Bette verkaufen, auf dem sie ihre Sorgen verschliefen.

Bey so bewandten Umständen wird man sich nicht wundern, daß der Präsident J*** allen Juden ein Dorn im Auge war, denn sie hielten ihn für den Stifter aller dieser, ihnen so verhaßten kostspieligen Neuerungen.

Als er eines Tages, in Gesellschaft eines angesehenen und bekannten Kaufmanns aus Magdeburg, durch das Dorf B. gefahren kam, sah er ein jüdisches Kind mit einem Buche unter dem Arm, das, wie er glaubte, eben aus der Schule kam. Er ließ still halten, fing mit dem Kinde ein Gespräch an, und fragte die herzukommende Mutter: was das Kind in der Schule lerne? die Mutter erwiederte: — da nur wenige Judenfamilien hier wohnen, sind wir zu arm, uns einen Schullehrer halten zu können. — Sonst ging das wohl an, aber jetzt nicht mehr, da uns das Konsistorium in Kassel bis auf's Hemde auszieht. Wir haben Geld für einen Schulmeister bezahlen müssen, und doch erhalten wir keinen. — Wenn uns Gott dazu verhilft, daß das Konsistorium, das uns das Mark aus den Knochen saugt, ausgerottet wird, dann werden wir wieder im Stande seyn, uns einen Lehrer zu halten, der unsre unwissenden Kinder unterrichtet. Beschämt durch diese Lection, sagte der Herr Präsident kein Wort und fuhr weiter.

Ein Mitglied des Consistoriums machte sich das Vergnügen, einem seiner Freunde einen gekochten Aal zu schicken. Das Gesetz untersagt den Genuß desselben. Dieser trug Bedenken, von dem Aal zu essen, ging zu einem Rabbiner und fragte: ob es ihm erlaubt sei, Aal zu essen? Nein, erwiederte dieser. Aber, antwortete jener: ihr Kollege beim Consistorium hat ihn mir doch geschickt. Beschämt und ohne eine Antwort zu geben, ging der Rabbiner davon.

Ein Syndicus schickte einem Consistorialrath einen Mahnzettel; dieser entschuldigte sich, daß er kein Geld habe und bat jenen um die Abtragung einer gewissen Schuld; und berief sich auf ein Gesetz des Talmuds, daß ein Rabbiner von Bezahlung der Abgaben frei sei. Der Syndicus zeigte diese Weigerung dem Präfecten und der Consistorialrath ward mit Execution bedroht. Als dieser dem Syndicus das Geld übersandte, ließ er ihm zugleich sagen: „ich hätte wohl denken können, daß ich das Geld bezahlen müßte, denn der Prä-

fect kennt den Talmud nicht." „Wohl," ließ ihm der Syndicus erwiedern, „kennt der Präfect den Talmud nicht, dagegen kennt aber auch der Talmud keinen Präsidenten und Consistorialrath. Rabbiner und Gelehrte wurden solche genannt, und nur diese sind von Abgaben frei."

Die ganze Einrichtung war übrigens nach einem zu großen Maaßstabe zugeschnitten, und es bleibt deshalb zu vermuthen, daß der berüchtigte Malchus seine Hand dabei im Spiel hatte und sich nicht übel dabei befand.

Lächerlich war es übrigens, mehrere Mitglieder dieses Raths umherwandern und mit Lumpen, alten Kleidern u. s. w. schachern zu sehn.

Die altgläubigen Israeliten werden froh seyn, daß auch dieses Institut mit der neuen Ordnung der Dinge untergegangen ist und daß sie in ihren Synagogen zur Freude ihrer Erlösung vom Konsistorialdruck, ein Dankfest feiern und ihrem Jehova nach der Väter Weise wieder dienen können.

Wenn man den Werth der Menschen überhaupt abwiegt, die am Ruder der westphälischen Regierung standen; wenn man das Wirken der kleinern Emporkömmlinge betrachtet; so ist es ein Wunder, daß die Maschiene des Staats sich so lange erhielt, und nicht früher zusammenstürzte. Wie höchst unbekümmert war Jerome um das alles, was selbst in seiner Nähe vorging. Was soll man von seinem Character denken, wenn man ihn nach der Gesellschaft beurtheilt, in der er lebte und webte.

Ein Mann, der ihn auch am Seil leitete und auf den er großes Vertraun setzte, war der Staatsrath Pichon; ein Mann, der mit allem Recht für einen Abentheurer gelten konnte. Allenthalben hatte er sich umhergetrieben, nirgends feste Wurzel gefaßt und von seinen frühern Verhältnissen konnte er nichts Verdienstliches aufweisen. Es haften Flecken auf seinem Leben, welche ihm unvertilgbar eingedrückt sind.

Er war in der Schweitz in einem angesehnen Hause Hofmeister. Zwey Knaben waren seiner Leitung und Führung anvertraut, die er gänzlich vernachlässigte. Die Unzufriedenheit seines Prinzipals und seine eigene Unstätigkeit verjagte ihn von seinem Posten. Er ging nach Paris und fand sein Unterkommen bey dem Bureau der auswärtigen Angelegenheiten. Er wurde als General-Consul des französischen Reichs nach Amerika geschickt, wo er die Bekanntschaft Jerome's machte u. s. w.

Napoleon, der den vertrauten Umgang desselben mit seinem Bruder ungern sah, ertheilte ihm den Abschied. Er ward wegen seiner Rechnungsführung in Anspruch genommen und soll zum Ersatz einer Geldstrafe von 100 000 Franken verurtheilt worden seyn. Er hatte eine sehr große Meinung von sich selbst und machte sie zum Verdruß anderer oft auf eine schneidende Weise geltend. Der deutschen Sprache war er ganz mächtig. Seine Verachtung gegen seine Collegen, die

er nicht beraen konnte, zog ihm ihren tödtlichsten Haß zu. Er war voller Neuerungssucht. Das Alte gefiel ihm nicht, er warf sich zum Reformator auf und glaubte alles besser machen zu können, als es schon gemacht war. Sein Sinn war höchst veränderlich und dieser sprach sich in allen seinen Einrichtungen aus. Was er heute baute, stieß er morgen wieder um. Von dem Werthe der Menschheit hatte er sehr schlechte Begriffe und sah in jedem seiner Feinde einen Betrüger.

Er war stolz und eitel und hatte den Plan, durch welche Mittel und auf welchen Wegen es auch sein mogte, sich zu einer Ministerstelle emporzuarbeiten. — Es ist ihm nicht gelungen. — In ewigem Widerspruch mit andern, bewies er eine unleidliche Rechthaberei. Dem Könige die Macht zu verschaffen, wie ein Despot handeln zu können, war sein ganzes Streben. Das Wohl des Staats und der Unterthanen war bey ihm Nebensache. Er war ein ausgelernter Sprecher und

wenn er im Staatsrathe zu reden anfing, konnte er gar kein Ende finden.

Um sich auf eine Weise geltend zu machen, widersetzte er sich der neuen Postordnung. Er wollte keine Kreis-Postämter, sondern unmittelbare Geschäftsverwaltung der General-Direction mit den Unter-Postofficianten, und keine fahrende Post dulden; sondern Messagerien, wie sie in Frankreich üblich sind, eingeführt wissen.

Man suchte ihm begreiflich zu machen, daß die Kreis-Postämter der Beobachtung einer bessern Ordnung zuträglicher wären. Aber er blieb bey seiner Ansicht. Sein Vorschlag ging nicht durch. Bercagny, mit dem er eng verbunden war, wußte dem König einen Aufsatz, der den Pichon zum Verfasser hatte, in die Hände zu spielen, und verschaffte ihm die Vergünstigung einer Privataudienz, wo er das durch seine Beredtsamkeit in ein helleres Licht zu setzen gedachte, was er schriftlich angedeutet hatte. Jerome erlaubte, daß die

Postangelegenheit, welche bereits entschieden war, nochmals zur Sprache gebracht wurde.

Pichon schmeichelte sich schon mit der frohen Hoffnung, über seine Gegner zu siegen. Der König befahl im Staatsrathe, wo er selbst zugegen war, den Entwurf zum Postdecrete nochmals vorzutragen. Der Staatsrath Potheau fing an zu lesen. Jerome unterbrach ihn und sagte: es wären nur zwei Punkte, über die noch zu discutiren wäre, und Pichon solle sich darüber äußern. Pichon fing an, und nachdem er seinen Vortrag geendigt hatte, sagte der Minister von Bülow zum Könige: daß alles, was der Staatsrath Pichon vorgebracht habe, nicht beachtet zu werden verdiene, und hiemit war die Sache beendigt und Pichons Vorschlag fiel durch.

Pichon führte übrigens kein moralisches Leben. Häufig wohnte er den Gesellschaften Jerome's bei und spielte dabei eine Rolle, die seiner Sittlichkeit auf keine Weise zur Ehre gereichte. —

Doch, Sie haben von dem bösen Gelichter der westphälischen Staatsdiener in Cassel schon so viel kennen gelernt, daß ich Sie mit der Kenntniß der übrigen nicht weiter beschweren will.

Zwölfter Brief.

Die wichtigsten Ereignisse hatten bereits für Deutschlands Errettung entschieden, als wir hier noch in finsterer Unwissenheit hinbrüteten. Jeder Strahl einer sichern Kunde, wie die Lage der Dinge eigentlich war, erlosch unter der Wachsamkeit der Polizei, ehe er zu unserer Hauptstadt drang. Ließ sich auch hier und da ein Wort verlauten, welches unsern Hoffnungen und Wünschen zusprach; es ging in dem Strome lügenhafter Uebertreibungen unter, welche Siege die französi-

schen Waffen über die Alliirten errungen hätten. Briefe, welche dunkele, tröstende Andeutungen enthielten, kamen nicht weit über unsere Gränze, und fanden in den von Polizeiagenten belagerten Posthäusern ihr Grab. Die der Correspondenz anvertrauten Geheimnisse wurden gar nicht mehr respektirt.

Die Augen waren insbesondere auf Jerome, wie auf einen politischen Wetterbarometer, gerichtet. Wenn man es auch nur zu gut wußte wie ihn sein Herr Bruder, als untauglich, von dem Kriegsschauplatze hinweggewiesen; so glaubte man doch, daß er Nachricht erhalten werde, wenn ihm die Stunde zur Flucht geschlagen hätte. So lange der König also blieb, dachte man an keine Gefahr. Die Anhänger der französischen Parthei waren über sein Harren in dem Grade erfreut, als sich die Gegner darüber betrübten, die ihn weit in die Welt, noch über Baltimore hinauswünschten. Es ging bey Hofe noch immer lustig genug her, weil man sich auf Napoleons Genie

verließ. Vielleicht suchte man auch durch laute Lustbarkeiten dem Volke den innern Gram zu verbergen, oder Herr Jerome lebte, wie jene Betrogenen, denen der jüngste Tag auf Treue und Glauben verkündigt war, herrlich und in Freuden, und tanzte mit französischem Leichtsinn auf dem Schauplatz seines nahen Untergangs.

Endlich aber konnte man die wahre Lage der Dinge nicht mehr verheimlichen, indem man mit den besten königlichen Effekten mehrere Wagen befrachtete, welche fortgeschickt wurden. Auch sammelte man mehrere Kunstwerke von Werth, die Kostbarkeiten des Museums, die schönsten Statüen des Marmorbades, um sie, im Falle der Noth, desto schneller fortschaffen zu können. Das aufmerksam gewordene Publicum erhielt, da man sich die Sache nicht erklären zu können, listig und klug genug vorgab, die beruhigende Antwort, an die man aber nur in den gemeinsten Bierhäusern noch glaubte: es geschehe dies Alles zur Verschönerung eines neuen Thronsaals.

Wozu ihm auch ein neuer Thronsaal, dem Jerome, der in dem alten eine Null war? Einen andern Thronsaal hatte ihm das Schicksal, um den Misbrauch seiner Gewalt zu rächen, bereits angeordnet, und wer weiß, in welchem Handlungscomptoire er ihn dereinst noch finden wird!

Es war den 29sten September, als sich plötzlich die sichere Nachricht in der ganzen Stadt verbreitete, es seien Cosacken vor dem Leipziger Thore. Sie hätten das freudige Getöse, den Lärmen in der Stadt hören sollen. Kraus und bunt lief unser liebes Militair zusammen, und schien in der Angst des Herzens unschlüssig zu sein, ob es dem Feinde entgegenrücken, oder dem drohenden Ungewitter entfliehen wolle. Am lächerlichsten machte sich das Hofschranzenheer. Sie hätten die blassen Gesichter sehen, die Armen, welche die Furcht außer Athem setzte, betrachten sollen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, daß nur der Schuldige vor der Ankunft seiner Richter erschrickt.

Daß die Nachricht von der Nähe des Feindes nicht erlogen war, bewieß der Donner der Kanonen und das Schießen mit dem kleinen Gewehr. Eine Anzahl von Gensd'armen, welche ihre unwissende Keckheit zu weit vorgetrieben hatte, mußte dafür mit der Gefangenschaft büßen. Sie fielen den Cosacken in die Hände, die mit den geputzten Herrn nicht gar säuberlich umgingen. Eine Batterie von sechs Kanonen, die man in ruhiger Sorglosigkeit vor den Thoren unbeschützt hatte stehen lassen, fiel den Russen in die Hände.

Das in der Stadt befindliche Militair, dem das Herz gebrochen war, kam auf dem Platze vor dem Schlosse langsamen Schrittes zusammen. Bongars, der dem Jerome sonst jede Neuigkeit hinterbrachte, die auf seine Person Beziehung hatte, wußte von den Cosacken nichts, und konnte seinen Herrn vor den unfreundlichen Gästen nicht einmal warnen. Er wurde deshalb von dem Könige sehr übel empfangen, und man hat mich versichert, daß der ohnmächtige Scepterträger, in

Wuth, stark genug gewesen sei, Herrn Bongars mit eigener Hand den Buckel auszubläuen. Ein Gensd'arme hinterbrachte dem Könige die Trauerpost zuerst. Jerome zeigte sich zu Pferde in hoher Person dem Volke und, wie es schien, mit großer Seelenruhe. Vielleicht machte er sich aus dem Verluste seines Königreichs nicht viel, da ihn die Hoffnung damals noch trösten konnte, als französischer Prinz besser und in Paris noch üppiger leben zu können. Er ritt durch die Reihen seiner winzigen Armee, und ermunterte die, welche seine Sprache verstanden, zum Heldenmuthe gegen die Feinde. Wie um einen Schutzgott, der leider aber selbst auf schwachen Füßen stand, drängten sich um ihn die geängstigten Minister, Generäle und die Officiere des Generalstabs u. s. w. Er sah die Leidenden an, und vermochte es nicht, sie zu trösten. Er stieg vom Pferde, ging in das alte Schloß, seine Umgebungen folgten ihm, es wurde ein Kriegsrath gehalten, dessen Richtigkeit das Fortdonnern der Kanonen den Ohren demonstrirte. Der französische Gesandte, ein Sicherheitscommis=

sarius, suchte das Weite und rieth, da er dem deutschen Gesindel nicht trauete, den König durch französische Soldaten gegen alle Unannehmlichkeiten, die sich ereignen konnten, sicher zu stellen. Um dem Einmarsche der Feinde ein Hinderniß in den Weg zu legen, wurde die über die Fulda führende Brücke theils mit Wagen, theils mit Militair besetzt. Aus dem Frankfurther Thore rollten die Kanonen hinaus, und mit möglichster Hast sprengte Jerome unter Cavalleriebedeckung davon. So waren wir denn wiederum verwaiste Kinder und hatten den gewissenlosen Rabenvater verloren.

Die Cosacken hatten das Leipziger Thor gesprengt. Sie nahmen mit Sturm das Castell weg, und setzten sogleich die Staatsgefangenen und eingesperrten Soldaten, etwa 130 Personen an der Zahl, auf freien Fuß. Diese Handlung war das Signal der Freiheit, die wir überhaupt von den Russen erwarteten, da unser Reich an sich schon viel Aehnlichkeit mit einem Gefängnisse für uns hatte, von dem Bongars oberster Ge-

waltiger war. Unschuldige, die in diesem Gemäuer schmachteten, erblickten das Sonnenlicht wieder. In einige Häuser fielen Kanonenkugeln und ein Gärtnerbursche verlor durch eine solche auf dem Friedrichsplatze sogar sein Leben. Nach einigen unbedeutenden Neckereien verschwand der Feind wieder aus unsern Augen.

Es hieß, der König werde wiederkehren. Unter der Anführung des Generals Jndt erschien ein kleines Corps Cavallerie in der Stadt, das eben errichtete siebente Linienregiment, welche in einem Schreiben an den König vom 20sten September, den einfältigen und undeutschen Wunsch äußerte: „es mögte sich bald die Gelegenheit finden, Sr. Majestät zu beweisen, daß es noch treue Unterthanen gäbe, welche die Ehre des westphälischen Namens unbefleckt zu erhalten wüßten.“ War dies Schmeichelei, oder meinte man es wirklich so? Auf dem Wege nach Cassel, so viel weiß ich, war für diesmal bereits die Hälfte des Regiments davon gelaufen. Die Gemeinen waren die, welche

ihren patriotischen Sinn am deutlichsten aussprachen. Das Militair in Cassel mußte die Nacht hindurch auf dem Friedrichsplatze bivoakiren.

Der preiswürdige General Allix ließ Tags darauf der Bürgerschaft folgendes Schreiben bekannt machen:

„Einige hundert Cosacken erschienen vor der Stadt, wurden aber dergestalt empfangen, daß ihnen die Lust vergehen mußte, wieder zu kommen. Nach beträchtlichem Verluste flüchteten sie sich durch die Wälder.

Die Ruhe dieser Stadt (die Franzosen sind hiervon ausgenommen) ist keinen Augenblick unterbrochen worden, und die Einwohner, so wie die Truppen, haben sich vollkommen gut betragen."

Am 30sten September, Nachmittags um 1 Uhr, bemerkte man es deutlich, daß ein beträchtli-

cheres, feindliches Corps sich der Stadt nähere. Unsere Angst und Besorgnisse stiegen immer höher. Man bat den General Allix mündlich und schriftlich, die Stadt nicht unglücklich zu machen, und sich der Uebergewalt nicht zu widersetzen. Er erklärte dagegen: ich habe Befehl, Cassel bis auf den letzten Mann zu vertheidigen und ich werde Wort halten.

Der Feind rückte näher und beschoß aus acht Kanonen die Stadt. Junge Leute durchzogen in Haufen die Straßen, und sagten laut: sie würden dem Feinde selbst die Thore öffnen. Es fielen Schlägereien mit dem Militair vor. Es erschien ein Parlementair, der mit unendlichem Jubel begrüßt und empfangen wurde. Seine Erscheinung war Aufmunterung zur allgemeinen Freude. Man wußte es, daß es die russischen Officiere übel genommen hatten, daß sie, als sie vor etlichen Tagen vor der Stadt waren, von den Casselern nicht kräftigern Beistand erhielten, und geschworen, sie dafür zu züchtigen. Aber bedachten sie denn

nicht, daß wir uns dadurch höchst unglücklich gemacht hätten, wenn sie uns nicht gegen die französische Despotie und den Bongars auf immer sicher zu stellen vermogten? Der Präfect ritt mit einigen Officieren von den russischen Truppen vor das Leipziger Thor. Nach einer Weile, als es in den Straßen schon dunkel wurde, erschienen einige Detaschements Kosacken, welche ihren Kameraden zum Bivouak vor der Stadt Lebensmittel zuführten. Unsere Freude war allgemein. Wir glaubten, die Sclavenfessel sei nun gesprengt. Schaaren trugen den Russen Lebensmittel zu; die Vorsichtigen, welche der Beständigkeit des Wetters noch nicht traueten, hielten sich in ihren Wohnungen.

Es rottete sich spät in der Nacht ein Haufen junger Leute zusammen, der sein Müthchen an einer Statüe Napoleons kühlen wollte. Sie sollte heruntergerissen und zerschlagen werden. Ein russischer Officier suchte das Bild des Tyrannen gegen Zerstörung zu sichern. Aber das konnte er

nicht verhüten, daß das Marmorbild den rechten Arm und die Nase verlor.

Am ersten October hielt ein Corps von 3000 Cavalleristen, unter Anführung des General Czernitscheff in Cassel seinen Einzug. Es bestand aus Kosacken, Dragonern, Husaren und einigen Artilleristen.

Nun erst erfuhren wir, wie die Lage der Dinge eigentlich stand. Der russische Commandant Raschanowitsch machte bekannt:

Die Waffen der siegreichen, verbündeten Armee hat der Allerhöchste gesegnet, und durch seine Hülfe hoffen wir, bald ganz Deutschland zu befreien u. s. w.

Am andern Morgen erschien die Bekanntmachung von Czernitscheff:

Das Königreich Westphalen hat von heute

an aufgehört; jedoch nicht, um es als erobertes Land zu behandeln, sondern, um es von der französischen Herrschaft zu befreien. Deutschland von fremdem Joche zu erlösen und der Welt den Frieden zu schenken, rief der Kaiser Alexander seine Völker zu den Waffen und nicht eher wird Er gebieten, dieselben niederzulegen, bis dies herrliche Ziel erreicht ist.

Der Höchste segnete sichtbar dies Unternehmen. Schon hat der Feind seit wenigen Wochen 300 Kanonen und 100 000 Gefangene verloren. Baiern, Würtemberg sind von ihm abgefallen, und der größte Theil von Deutschland steht bereits gegen ihn unter den Waffen.

Wer unter Euch sich diesem großen Bunde anschließen will und dadurch Beweise geben, daß er des Namens eines Deutschen nicht unwürdig sei, wird von uns mit Freuden

aufgenommen werden u. s. w. Ich fürchte nicht, daß einer von Euch ferner einer Regierung anhängen werde, welche im Augenblicke der Gefahr Euch kleinmüthig verließ ꝛc.

Nach abgeschlossener Capitulation war Herr Allix mit dem größten Theile der Besatzung abmarschirt.

Leider sprach man von einem baldigen Abmarsche des russischen Corps. Den dritten October wurde den Russen, was diese traurige Vermuthung noch mehr bestätigte, die Montirungskammer preis gegeben. Sie hielten eine Auction, worin man für einen Thaler 20 Ellen Tuch kaufen konnte.

Der Präfect des Fuldadepartements, der Maire der Residenz und der Postdirector wurden unter russischer Bedeckung von Cassel entfernt. Ihnen folgte ein Zug Königlicher Equipagen, Wagen mit Geld, sechs zahme Hirsche, welche für

den König eingefahren waren. Man mußte jetzt an den Abzug der Russen glauben. Nachmittags verließ uns der General Czernitscheff wirklich mit den Truppen.

Welch ein Schrecken! Den 7ten October hieß es: die Franzosen sind vor dem Frankfurther Thore. In kurzer Zeit waren an 400 Mann Cavallerie in der Stadt. Wie freueten sich die Französischgesinnten und wie betrübten sich die Deutschen! Es hieß, Allix werde mit 10,000 Mann und 30 Kanonen einrücken. Die Buben gewannen wieder die Ueberhand, und die Polizeidiener fingen an, von neuem ihr schändliches Wesen zu treiben. Die Wachen wurden mit Franzosen besetzt. Am Abend war sogar Schauspiel.

Mehrere Bürger wurden gefänglich eingezogen; auch Bauern, die sich an ihren Maires versündigt hatten. Man ernannte eine Commission, die Schuldigen zu richten.

Man erwartete den König zurück. Es mußte illuminirt werden. Zugleich wurde befohlen, daß aus jedem Hause ein Mann vor das Frankfurther Thor gehen sollte, um dem einziehenden Jerome ein Vivat zuzuschreien. Der Herr kam erst am folgenden Tage mit einer Abtheilung französischer Truppen, und Kanonenschüsse kündigten seine Nähe an. Es wurde, aber Gott weiß, mit welchem Herzen, illuminirt.

Am 17ten war große Cour, und der König erklärte am Ziele seiner erhabenen Laufbahn: es wäre ihm ziemlich gleichgültig, ob er König von Westphalen sei oder nicht; er sei als französischer Prinz mehr, und wäre nur zurückgekehrt, um den Bürgern wieder Ordnung und Ruhe zu sichern. Indeß schien er nur wieder gekommen zu seyn, um mit seinen Landsleuten den Raub erst sicher nach Frankreich zu schaffen. Die Straßen waren von Frachtwagen bedeckt.

Es wurden falsche Gerüchte von Siegen, die

Napoleon errungen habe, verbreitet. Graf Bertrand, Befehlshaber des 4ten Armeecorps, schrieb: „Wir haben den Feind auf allen Punkten geschlagen." Der Kaiser befindet sich wohl. Indessen dauerte das Einpacken fort, und man sprach von der abermaligen Abreise des Königs. Das Militair zog ab.

Vor allen klagten die Concubinen über ihren Abschied von Cassel. Der König hatte ihnen das Trostwort gesagt: er werde ihnen vier Tage vorher sagen, wenn er gehe. Indessen konnte keine Gewalt das Gerücht mehr unterdrücken, daß Napoleon bei Leipzig total geschlagen wäre. Am 26sten machte sich Jerome aus dem Staube und alle guten Cassler vereinigten sich in dem Wunsche ihn nie wieder zu sehen. Es war nun nicht mehr zweifelhaft, daß die gute Sache der Alliirten gesiegt hatte. Gegen Abend erschien folgende Bekanntmachung:

Seine Majestät der König finden sich durch

den Drang der Zeitumstände veranlaßt, sich von Ihren Staaten zu entfernen ꝛc.

Cassel, den 26. Octbr. 1813.

Graf v. Wolfradt.
Graf v. Marienrode.

Es ist mir ein Brief von Jerome zu Gesichte gekommen, den er an den König von Neapel schrieb, welchen ich Ihnen mittheile:

Mein lieber Bruder!

„Ich erfahre, daß Du heute nach Bach kommst; es beunruhigt mich nicht wenig. Seit einem Monate bin ich in einer schrecklichen Lage. Sage mir, wie die Sachen stehen und ob ich mich zurückziehen muß; ich habe nur etwa 4 bis 5000 Conscribirte bei mir. Wie befindet sich der Kaiser? Laß mich nicht auf Antwort warten.

Du kannst Dir meine Besorgnisse leicht vorstellen. *) Ich umarme Dich, so wie ich Dich liebe."

Cassel, den 25. Octbr. 1813,
2 Uhr Nachmittags.

Dein treuer Bruder
Hieronymus.

---

*) Damit dieser Klagebrief nicht mehr Theilnahme erwecke, als er verdient, wird es genügen, folgende Züge auszuheben. Seit dem letztern Frühjahr hat man mehrere Personen im Königreiche Westphalen, wegen unbedeutender Aeußerungen erschießen lassen. Bei der ersten Einnahme von Cassel war die Citadelle mit Staatsgefangenen, d. h. mit rechtlichen Männern und Freunden ihres Vaterlandes, angefüllt, die sämmtlich die großmüthige Sorgfalt des Generals Czernitscheff befreiete. In den 14 Tagen seines letzten Aufenthalts bevölkerte der König von neuem das Staatsgefängniß durch eine große Menge von

Wohl uns, daß wir unserm rechtmäßigen Oberherrn wieder gegeben sind! Wir sind errettet.

Verhaftungen; doch hatte man nicht Zeit, diesen Gefangenen den Prozeß zu machen, und der General-Inspektor der Gensd'armerie, Bongars, entließ sie bei der Annäherung der Verbündeten. Bei seiner zweiten Abreise von Cassel ließ der König Hieronymus von den Schlössern zu Cassel und Braunschweig nur die Mauern stehen, und nahm das ganze Ameublissement, was das Land geliefert und der feindliche General verschont hatte, mit sich fort. Alle deutsche Truppen hatten den gewesenen König verlassen, indeß erboten sich 40 Cürassier der westphälischen Garde dû Corps, aus einem Uebermaaß militairischen Ehrgefühls, ihn bis an den Rhein zu escortiren. König Hieronymus entließ sie bei seiner Ankunft zu Cölln, nicht allein, ohne Abschied von ihnen zu nehmen, und ohne irgend eine Belohnung, sondern nahm ihnen auch ihre Uniformen, Waffen und Pferde; so, daß diese braven Leute, die sämmtlich von guter Herkunft waren und ihr Vermögen im Dienste zugesetzt hatten, nackend und arm zu ihren Familien zurück gekehrt sind.

wir sind frei. Möge nie ein Fremdling uns wieder ein Sclavenjoch aufbürden! Lieber Tod, als Leben unter einer solchen Regierung!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BRUBACI

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zinserling, August Ernst, 1780-

Geheime Geschichte des ehemaligen Westphälischen Hofes zu Cassel

Bd.: 2

Quedlinburg u.a. (1814)

Germ.sp. 168 e-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10019230-3